



**stimme**

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

122

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287

DAS  
**BURGENLAND**  
UND SEINE  
**MINDERHEITEN**

Rückschau auf das 100-Jahr-Jubiläum

2022  
Frühling

## Sie haben Fragen an das Bundeskanzleramt?

 [service@bka.gv.at](mailto:service@bka.gv.at)

 0800 222 666  
Mo bis Fr: 8–16 Uhr  
(gebührenfrei aus ganz Österreich)

 +43 1 531 15-204274

 Bundeskanzleramt  
Ballhausplatz 1  
1010 Wien



## Impressum

**STIMME** ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin, Verlegerin, Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien | Tel.: +43 1 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Jessica Beer, Raffaella Gmeiner, Cornelia Kogoj, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess**

Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydođdu) | fazz@fazz3.net

Lektorat: **Daniel Müller** | www.syntext.at

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.**, Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien |

office@dfd.co.at

Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.

Verlags- und Erscheinungsort: **Wien** |

Verlagspostamt: 1060 Wien

Anzeigen: **Ebru Uzun** | office@initiative.minderheiten.at

Abo-service: **Ebru Uzun** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland

(für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: **www.initiative.minderheiten.at**

**www.zeitschrift-stimme.at**

**www.instagram.com/initiative\_minderheiten**

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

- 04** | **Aushang**  
Kurzmeldungen
- 05** | **Editorial**  
Gamze Ongan
- 06** | **Stimmlage**  
Hakan Gürses
- 08–11** | **Mein Burgenland, mein Balkan**  
Clemens Berger
- 12–14** | **100 Jahre Grenzen | Die kroatische Perspektive**  
Katharina Tyran
- 15–17** | **100 Jahre Burgenland | 500 Jahre Romn\*ja**  
Katharina Graf-Janoska
- 18–19** | **Unerfüllte Hoffnungen | 100 Jahre aus jüdischer Sicht**  
Johannes Reiss
- 20–22** | **„Spiculatores“ | Die ungarische Volksgruppe im Burgenland**  
Iris Zsótér
- 23–24** | **Gelebte Vielfalt oder Diversität als Zierde?**  
Lydia Novak
- 25** | **Kunst gegen Vorurteile**  
Maynat Kurbanova
- 26–27** | **Die Frage nach dem weißen Blick**  
Inncontro | Internationales Filmfestival der Vielheit  
Çağla Bulut
- 28–29** | **Jubiläumsserie**  
Verbunden mit der Initiative Minderheiten
- 30–31** | **Nachlese**  
Lilian Häge
- 32–33** | **Lektüre**  
Rezensionen
- 34** | **Groll**  
Erwin Riess
- 35** | **Nachruf auf Annemarie und Manfred Srb**  
Volker Schönwiese

**Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz:** STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihren Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Medieninhaberin und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliedsbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adresse der Medieninhaberin und der Herausgeberin ist im Impressum angeführt.

## Widerstandsmomente | Möglichkeit in der Unmöglichkeit



Jo Schmeiser | Foto: Octavian Trauttmansdorff

Jo Schmeiser erhielt für ihr Projekt „Widerstandsmomente“ – Webseite für Jugendliche und junge Erwachsene sowie Dokumentarfilm – den **Hans-Maršálek-Preis** des Mauthausen Komitee Österreich und der Österreichischen Lagergemeinschaft Mauthausen.

Wie entsteht Widerstand und wie vermehrt er sich? Eine dringende Frage, die sich die Filmkünstlerin und Aktivistin angesichts der Zunahme autoritärer Politiken in Österreich und in Europa gestellt hat und der sie in ihrem aktuellen Film nachgegangen ist.

„Widerstandsmomente trägt Stimmen, Schriften und Objekte aus dem Widerstand gegen die Nazis in die Gegenwart. Politisch engagierte Frauen von heute reagieren auf den historischen Widerstand und stellen

aktuelle Bezüge her. Ein Seil spannt sich von dem, was gestern war, und dem, was heute geschieht, zu dem, was sein könnte: eine solidarische Gesellschaft ohne Diskriminierung und Ausgrenzung“ (Jo Schmeiser auf [www.widerstandsmomente.at](http://www.widerstandsmomente.at)).

Der Preis wird alle drei Jahre von einer internationalen Jury „für herausragende Leistungen im Bereich der Gedenk-, Erinnerungs- und Bewusstseinsarbeit“ vergeben.

Wir gratulieren sehr herzlich!

### Filmvorführung:

29. April 2022, um 18:00 Uhr im Kino Urania mit anschließendem Publikumsgespräch mit Jo Schmeiser.

### Kinostart:

Mai 2022 im Filmcasino und Filmhaus.

## 1942 Vertreibung Pregon 2022

Der Verband zwangsweise ausgesiedelter Slowenen / Zveza slovenskih pregnancev (ZSP) begeht mit einem reichhaltigen Programm und dem Sammelband „1942 Vertreibung. Pregon 2022“ das 80. Gedenkjahr der Deportation der Kärntner Sloweninnen und Slowenen.

### Ausstellung

**Deportacija. Migracija**  
Verena Gotthardt, Marko Lipuš, Tanja Prušnik, Karl Vouk  
7. April bis 2. Juni 2022  
Musilhaus Klagenfurt

### Gedenkveranstaltung und Buchpräsentation

„1942 Vertreibung. Pregon 2022“  
23. April 2022, 14:00 Uhr  
Konzerthaus Klagenfurt

### Lesung mit Lydia Mischkulnig und Liedvortrag mit Gabriel Lipuš

28. April 2022, 19:30 Uhr  
Musilhaus Klagenfurt

In Kooperation mit

**Robert-Musil-Literatur-Museum & Robert-Musil-Institut für Literaturforschung / Kärntner Literaturarchiv der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.**

## Der internationale Journalismus ist in Innsbruck zu Gast

Journalistinnen und Journalisten aus Afghanistan, Belarus und der Türkei, die im Exil leben, werden Mitte Mai in Innsbruck erwartet. Sie diskutieren auch mit engagierten Wissenschaftler:innen wie der Philosophin Olga Spharaga. Aus Kanada kommt der Anwalt von Edward Snowden, Robert Tibbo. Die Stadt wird für drei Tage zum Forum für Debatten, Dok-Filme, Comics, Fotoreportagen und Audio-Features.

„My red line is my pen“, notierte die afghanische Journalistin Farahnaz Forotan. Der Schreibstift stehe für „die Freiheit, mich ausdrücken zu können. Ich bin Journalistin und will es bleiben.“ Forotan, Gründerin der Kampagne „MyRedLine“, hat für afghanische TV-Sender gearbeitet, bis ihr 2020 geheimdienstlich geraten wurde, ihr

Land zu verlassen. Sie diskutiert in Innsbruck mit Monika Hauser von der Frauenrechte-NGO medica mondiale.

Vom 13.–15. Mai 2022 geht es auch um die Situation in Belarus, nach der unterdrückten Revolution. Die Ausstellung „Belarus lebt!“ zeigt die Vielfalt der Demokratiebewegung. Die Lage in Frankreich nach der Wahl wird ebenso Thema sein wie die internationale Recherche zu „Pegasus“, der weltweit gegen Menschenrechtler\*innen eingesetzten Spionagesoftware.

Die 1. Internationalen Tage der Information finden statt in Partnerschaft mit *Der Standard*, *Falter*, *Radio Ö1*, *Die Zeit*, *Süddeutsche Zeitung*, *taz*, *Le Monde Diplomatique*, *Christ & Welt*, *Reportagen*, *Internazionale/Roma* sowie *ORF-Tirol*, *Tiroler Tageszeitung*, *APA* und der Universität Innsbruck.

Benedikt Sauer, Journalist und IM-Vorstandsmitglied, ist gemeinsam mit Markus Schennach, Gründer des Festivals.

Mehr Information unter:

[www.journalismusfest.org](http://www.journalismusfest.org)

## Internationale Auszeichnung für bidok

**B**idok – die barrierefreie digitale Bibliothek zu Behinderung und Inklusion hat für das Projekt „Geschichte der Behindertenbewegung“ den „Public Disability History Award 2021-2022“ erhalten.

Der Preis wird alle zwei Jahre von der US-amerikanischen **Disability History Association** (DHA) vergeben. Die Auszeichnung würdigt hervorragende Forschungsarbeiten zur Geschichte von Behinderung, die auch ein breites Publikum ansprechen, und ist symbolisch mit 200 US-Dollar dotiert.

Das ausgezeichnete Projekt dokumentiert die Geschichte der Behindertenbewegung und Selbstbestimmt-Leben-Bewegung in Österreich über 100 Jahre. Neben einer mit vielen Dokumenten verbundenen Zeitleiste stehen die Gesamtausgabe der behindertenpolitischen Zeitschrift LOS (1983-1992) und 14 Interviews von Zeitzeug:innen zur Verfügung.



Wir gratulieren dem Team von bidok sehr herzlich zu dieser sehr verdienten Auszeichnung.

[bidok.uibk.ac.at](http://bidok.uibk.ac.at)

Journalismusfest  
Innsbruck  
Internationale  
Tage der  
Information

13. | 14. | 15. Mai 2022

Genau hinsehen,  
was geschieht.

Ilse Aichinger

# Das Burgenland und seine Minderheiten Rückschau auf das 100-Jahr-Jubiläum

**D**as Burgenland feierte im vergangenen Jahr sein 100-jähriges Bestehen. Im jüngsten Bundesland der Republik sind seit Jahrhunderten mehrere Sprachgruppen und heute drei der sechs anerkannten autochthonen Volksgruppen Österreichs angesiedelt. Neben der deutschsprachigen Bevölkerungsmehrheit leben im Burgenland Ungar:innen, Kroat:innen und Romn:ja – und über Jahrhunderte, seit 1938 aber nicht mehr, Juden und Jüdinnen.

Jubiläen dienen dazu, die Geschichte aufleben zu lassen und vor allem zu feiern; die Vergangenheit zu festigen und zu verinnerlichen. Im Spiegel der Jubiläen kommt so das Selbstverständnis der Jubilierenden zum Vorschein. Wir haben Autor:innen aus dem Burgenland eingeladen, die Feierlichkeiten anlässlich des Jubiläumsjahrs kritisch zu reflektieren.

Am Beginn unserer Themenstrecke steht ein vor zehn Jahren verfasster, vor zwei Jahren aktualisierter und nun der Stimme zur Verfügung gestellter Essay des südburgenländischen Schriftstellers **Clemens Berger**, der von seiner Aktualität nichts verloren hat: Woraus Identität erschaffen, wenn es die Sprache, die Ethnie, die Religion nicht können?

100 Jahre Burgenland bedeutet auch 100 Jahre Grenze, ging doch diese Region jahrhundertlang über die östliche Staatsgrenze Österreichs hinaus. Die Slawistin **Katharina Tyran** analysiert die Folgen der Grenzziehung für die kroatische Minderheit.

Neunzig Prozent der burgenländischen Romn:ja wurden im Holocaust ermordet, die wenigen Rückkehrer:innen fanden nach 1945 ähnliche Verhältnisse vor wie vor ihrer Verschleppung. Die Literaturwissenschaftlerin und ORF-Mitarbeiterin **Katharina Graf-Janoska** nimmt das Jubiläumsjahr zum Anlass, um ihre burgenländischen Landsleute zur Verantwortung zu ziehen.

Die erste Reaktion von **Johannes Reiss**, Leiter des Österreichischen Jüdischen Museums in Eisenstadt, auf unsere Einladung lautete: Es gebe aus heutiger Sicht leider nichts zu berichten. Umso wichtiger ist sein Beitrag über die vergangenen 100 Jahre aus jüdischer Perspektive.

**Iris Zsótér**, Direktorin am Zweisprachigen Bundesgymnasium Oberwart, warnt vor dem Verlust der Vielsprachigkeit und der kulturellen Diversität – ihr Beitrag ist ein Plädoyer für den Erhalt der ethnischen Vielfalt.

„Wir sind 100. Burgenland schreibt Geschichte“ heißt die Jubiläumsausstellung in der Friedensburg Schlaining. Die Theaterwissenschaftlerin **Lydia Novak** kommentiert den Platz der Volksgruppen in der Ausstellungs-dramaturgie. An dieser Stelle einen herzlichen Dank an Lydia Novak für die Idee und die Unterstützung bei der Konzeption dieses Schwerpunktheftes.

## In dieser Ausgabe finden Sie noch:

Die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung Österreich trauert um die Behindertenrecht-Aktivist:innen **Manfred Srb** und **Annemarie Srb-Rössler**. Ein Nachruf von **Volker Schönwiese**.

**Stimm\*Raum**, ein Kunstprojekt aus Oberösterreich, lud tschetschenische Jugendliche ein, ihrem negativen Image in der Öffentlichkeit mit kreativen Mitteln zu entgegnen. Ein Bericht der Journalistin und Autorin **Maynat Kurbanova**.

Die **Initiative Minderheiten Tirol** veranstaltet seit 2018 das internationale Filmfestival INNCONTRO zum Schwerpunkt Migration. Die freie Journalistin **Çağla Bulut** kommentiert das Festival 2021 mit Fokus auf Dokumentarfilme zu Migrationsregimen und Selbstermächtigung.

## In eigener Sache

Am 28. und 29. Oktober 2022 veranstaltet die **Initiative Minderheiten** gemeinsam mit dem **Music and Minorities Research Center (MMRC)** die Tagung „Macht der Musik. Minderheitenpolitische Interventionen“. In Panels und begleitenden Workshops werden Musik und Tanz als Mittel der politischen Intervention bzw. der Repräsentation und Identifikation, zur Erweiterung offizieller Kanons im Bildungsbereich sowie zur Schaffung von Gemeinschaft und Gemeinsamkeit diskutiert. Eine Filmreihe zu den genannten Themen wird die Tagung begleiten. Detaillierte Informationen zum Programm finden Sie in der nächsten Ausgabe.

Die Sommerausgabe der **Stimme** widmet sich dem Themenkomplex Gesundheit im Zusammenhang mit marginalisierten Gruppen.

Möge der Frühling gute Nachrichten mit sich bringen.  
**Gamze Ongan** | Chefredakteurin

## W-Fragen im Untertitel

**K**ennen Sie den „Kellnerpunkt“? Das ist ein Wort aus *Die Tante Jolesch*. Der Autor umschreibt den Terminus, der im Café Herrenhof entstanden sei, wie folgt: „Er ergab sich immer dann, wenn ein pompös überdrehtes Gespräch aus den Höhen einer Selbstgefälligkeit zu einer entlarvend primitiven Schlußfolgerung abglitt, die sogar dem Kellner einleuchten mußte.“<sup>11</sup> Ist das nicht elitär? Na sicher, aber zumindest ehrlich.

Diese Woche hörte ich auf Ö1 gefühlt jede zehnte Minute das Wort „Narrativ“, egal ob gerade ein Buch vorgestellt wurde oder eine der unendlichen Mozart-Berieselungen lief. Überhaupt geistert dieser philosophisch-sozialwissenschaftliche Begriff seit einigen Jahren in allen Medien. Würden wir pro „Narrativ“ in einer Zeitung, im Funk oder Fernsehen 50 Cent in eine Büchse werfen, bräuchten wir kein *Licht ins Dunkel* mehr (ob wir es *überhaupt* brauchen, ist eine andere Frage). Der Begriff wird freilich schon lange nicht mehr im ursprünglichen Sinn gebraucht (Lieblingsstehsatz dazu: „Die Sprache verändert sich ständig, und das ist gut so!“), dass nämlich auch jede Theorie nichts anderes sei als eine „große Erzählung“ (so Lyotard in *Das postmoderne Wissen*<sup>12</sup>). Die derzeitige Semantik von „Narrativ“ verweist eher auf einen ablenkenden, manipulativen Versuch, erzählend mythische Realitätsgebäude zu schaffen. Wenn jemand eine Aussagereihe als Narrativ bezeichnet, will er/sie\* zumeist andeuten, dass er/sie\* den Erzähltrick schon durchschaut hat. Der wissenschaftliche Terminus ist im Alltag angekommen, der Kellnerpunkt des Wortes ist erreicht.

Na und? „Die Sprache verändert sich ständig, und das ist gut so!“ Meine Generation hatte den „Diskurs“ als Kaugummi; die nächste „dekonstruierte“ alles, was ihr in die Hand und ins Blickfeld geriet – jetzt haben wir eben das „Narrativ“. Kellnerpunkt ist Kellnerpunkt, es kommt nicht auf den Kellner an! Da ist aber doch etwas mehr an der Sache. Etwas vom *Zeitgeist*.

Fällt es Ihnen auch auf? Es erscheint kaum ein Sachbuch mehr ohne einen Untertitel, der die „Fragestellung“ des Werkes vorausschicken soll. Dem meist reißerischen Titel folgt bereits auf dem Buchcover ein Satz mit sogenannten W-Fragewörtern (etwa: wie oder was). Diese Untertitel werden aber nicht als klassische W-Fragen formuliert, die gewöhnlich mit einem Fragezeichen enden und auf die fast immer mit einem Wort geantwortet werden kann (etwa: Ja oder Nein). Sie sind wie indirekte Fragesätze gebaut, also Nebensätze mit dem Prädikat am Ende des Satzes, auch *Pronominalsätze* genannt – nur, dass es sich bei diesen Untertiteln nicht um Nebensätze, sondern um Hauptsätze handelt. (Ich weiß zu meinem Entsetzen nicht, wie die korrekte Bezeichnung dieser Satzform in der Grammatik lautet.)

Beispiele? Hier einige fiktive, um die wirklichen nicht zu diskreditieren: *Das mutige Dagegenhalten. Wie man gegen Schwurbler argumentiert, ohne dabei den Anstand zu verlieren.* Oder: *Der*

<sup>11</sup> Friedrich Torberg: *Die Tante Jolesch oder Der Untergang des Abendlandes in Anekdoten*. Tosa Verlag: Wien 1995, S. 165.

<sup>12</sup> Jean-François Lyotard: *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*. Passagen Verlag: Wien 1994.<sup>13</sup> Ebd., S. 28.

*verratene Antifaschismus. Wie aus einer politischen Bewegung ein Label wurde und was wir dagegen tun können.* Ein letztes: *Lustvoll klimagerecht. Wann wir endlich aufwachen und wie wir die Welt noch mit Fun retten können.*

Die Nebensätze stehen wohl deswegen ohne Hauptsatz da, weil wir uns diesen selbst still aufsagen sollen: „Das Buch handelt von der Frage ...“ Wozu aber brauchen wir Leser\*innen diese als Appetithappen verpackten Inhaltsangaben vor der Lektüre?

Klar, täglich erscheinen tausende Bücher. Verlage wollen mit ihren Erzeugnissen auffallen. Aber wenn sie alle dieselbe Untertitelstrategie verfolgen, fallen sie ja erst recht nicht auf. Vielleicht nehmen die Verleger\*innen an, dass die Menschheit ihnen unter der Hand verblödet und das Buchthema ohne Voraushilfe nicht erkennt. Oder ist es die kollektive Sehnsucht, alle Bücher in Ratgeber-Literatur zu verwandeln und das Verlagswesen in eine Lifecoach-Anstalt? Kann es sein, dass wiederum eine Form von quasi positiver „Trigger-Warnung“ am Werk ist, nur diesmal als Verkaufstaktik? Weiterer Gedanke: Es gibt keinen Anspruch auf streng systematische Theorieentwürfe mehr und auch keine Nachfrage danach. Welterklärung möge in einem Nebensatz erfolgen, die „großen Erzählungen“ sind passé.

Womit wir wieder beim „Narrativ“ gelandet wären und beim Kellnerpunkt.

*Nachbemerkung:* Die Produktion einer NGO-Zeitschrift dauert naturgemäß lang. Darum kann ich nicht wissen, wie die aktuelle Weltlage aussehen wird, wenn Sie diese Stimmlage lesen. Im Moment ist der Militärangriff Russlands auf die Ukraine voll im Gange. Mein Thema für die Kolumne stand indes bereits länger fest. Über diesen relativ unbedeutenden Gegenstand zu schreiben, fiel mir angesichts der eigenen Gefühlskonstellation (Ohnmacht, gemischt mit Wut und Teilnahme) schwer. Was aber sollte ich denn über den *Krieg* schreiben – außer, dass ich dagegen bin? Analysieren können ihn Kenner\*innen der „Materie“ tausendfach besser als ich, was sie eh schon seit Tagen tun.

Ich gehöre auch nicht zu denen, die aus Solidarität das eigene Facebook-Profilbild mit einer Nationalfahne schmücken, wie schlimm es dieser Nation gerade auch gehen mag. Fahnen sind Bojen für Kriegsschiffe, auch in Zeiten des Friedens. Ich kann nicht Partei ergreifen in einem Krieg, wiewohl mein Mitgefühl natürlich der leidenden Bevölkerung der Ukraine gilt, denen, die geflüchtet sind, ebenso wie denen, die bleiben mussten – so wie jenen Menschen in Russland, die auf der Straße gegen den Krieg protestieren, Petitionen unterschreiben, ihre berufliche Funktion niederlegen, auf die naheliegende Gefahr hin, verhaftet und misshandelt zu werden.

Das Einzige, was ich im Moment hoffen kann, liebe\*r Leser\*in, ist, dass das verordnete und legalisierte Töten schon vorbei sein wird, wenn Sie diese Zeitschrift in den Händen halten. Dann kann ich wieder über meine armselige Kolumne lächeln und sogar ein Schäufelr Witz nachlegen: „Neuester Buchtitel – *Der Traum vom Frieden. Wie wir Kriege für immer meiden können und wie die Aggressoren für immer zu stoppen sind.*“ Tja!



**DAS BURGENLAND  
UND SEINE  
MINDERHEITEN**

# Mein Burgenland, mein Balkan



**W**oraus lässt sich Identität erschaffen, wenn es die Sprache, die Ethnie, die Religion nicht können? Vermischte Gedanken und Eindrücke.

„Wenn sie mich fragen, werde ich sagen, daß ich nirgends herkomme und niemanden kenne. Es gibt mich einfach nur so.“ So spricht eine Figur in einer Erzählung Terézia Moras, die in Sopron oder Ödenburg zur Welt kam, in der Stadt, die zur Hauptstadt jenes Landes hätte werden sollen, in dem es kaum Burgen gibt und das dennoch nach ihnen benannt ist.

Der Erzählband „Seltsame Materie“ ist in jener Grenzregion angesiedelt, in der man den Neusiedler See, die Puszta, die schier unendliche Weite der Ebene, die Vermischtheit der Menschen und Sprachen, Melancholie und trotzig Lebensfreude, die Enge jener Weite und die Ausbruchsversuche aus ihr, aber auch

die Gewalt und den Stumpfsinn dessen erkennen kann, was bisweilen *Pannonien* genannt wird und wovon niemand so recht zu sagen weiß, was das denn sei. Die Römer jedenfalls betrachteten die Bewohner dieser ihrer Provinz als Räuber, Diebe und Wegelagerer.

In diesem Satz verdichtet sich die Erfahrung der Grenze, die einmal hier und einmal dort gezogen wird, aus handfesten und bisweilen willkürlichen Gründen: Man weiß nicht genau, woher man kommt, vielleicht will man es auch nicht so genau wissen, es möglicherweise vergessen. Weil man vernünftigerweise von Heimat nicht sprechen kann, die es höchstens in der Kindheit gab, wenn man Glück hatte. Weil Heimat einem

so leicht widerrufen und aberkannt werden kann. Weil man von keinem Volk sprechen kann, wenn man nicht von Sinnen ist und alle Unterschiede auslöschen will. Weil man keine festen Identitäten konstruieren kann, gerade dort nicht, wo nichts eindeutig ist: nicht die Sprache, nicht der Glaube, nicht die Ethnie.

Die einen sprechen Deutsch, die anderen Ungarisch, wieder andere Kroatisch, manche Romanes, aber niemand mehr Jiddisch. All diese Sprachen haben sich in Dialekten, Klängen, Lautfarben vermischt: vom Norden über die Mitte zum Süden des heutigen Burgenlandes bis nach Westungarn, wo in manchen Gemeinden ein Deutsch?,

Burgenländisch?, Deutschwestungarischdeutsch? gesprochen wird, das es wegen des Eisernen Vorhangs nur mehr auf dieser Seite gibt.

So ist das Ungarisch der burgenländischen Ungarn dem Ungarischen nicht unähnlich, das Kroatisch der Burgenlandkroaten wurde von kroatischen Linguisten studiert, die ihre Sprache um alles in der Welt vom Serbischen abgrenzen wollten, und im Singsang vieler Roma scheinen sich alle Sprachen in einem selten gehörten Deutsch zu durchdringen.

Und während jene Burgenländer (und Menschen aus dem Schwellenland, bevor es zu Österreich kam), die als – wie man heute so hässlich sagen würde – Wirtschaftsflüchtlinge massenhaft, dorfhafte vom armen Land in die Neue Welt auswanderten, am Ende des 19. Jahrhunderts, zwischen den beiden Kriegen und nach dem Zweiten Weltkrieg, in den Vereinigten Staaten einen Dialekt konserviert haben, den so im Burgenland niemand mehr spricht, dürfte jene Sprache, welche die Burgenländer am besten beherrschen, Englisch sein.

Wenn es die Sprache nicht ist, aus der sich eine eindeutige Identität erschaffen ließe, kann es genauso wenig die Religion in einer Gegend sein, in der man hauptsächlich katholisch, evangelisch oder reformiert ist, wo das Jüdische ausgemerzt und vertrieben wurde und zusehends mehr Moslems leben.

---

## Kampf um Anerkennung

---

Wer sagt, nirgendwo herzukommen, einfach nur da zu sein, sagt gleichzeitig, dass es egal sein sollte, woher jemand kommt, und dass diese erste Frage genauso verdächtig nach Polizei- und Ordnungshirn klingt wie jene nach Beruf und Alter. Wer nirgendwo herkommt, will als der anerkannt werden, der er ist, jetzt, in diesem Moment, will nichts sein als die, die jetzt vor dem anderen steht. Man ist da und will da sein, wie man ist – damit beginnt der Kampf um Anerkennung, der bisweilen auch ein Spiel sein kann und nichts mit

dem zu tun haben sollte, was als Toleranz gepriesen wird. In Goethes „Maximen und Reflexionen“ heißt es: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein; sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen. Die wahre Liberalität ist Anerkennung.“

Die Figur, die nirgendwo herkommt und niemanden kennen will, kommt aus einer Welt, in der sich Sprachen, Kulturen, Lebensformen und Religionen vermischt haben – auch und gerade gegen den Willen jener gleich traurigen wie schrecklichen Gestalten, denen es um Reinheit geht, um sich und ihre Art zu leben nicht in Frage stellen zu müssen.

Niemanden zu kennen, ist aber unmöglich in der Enge der Weite, in der jeder jeden kennt, zumindest zu hören bekommt, was bekannt sein soll, weil der lokale Nachrichtendienst, die Stille Post, das hinter vorgehaltener Hand Gesagte eigene Zuschreibungen trifft. Da ist niemanden zu kennen und nirgendwo herzukommen ein Panzer, der Wunsch, ein unbeschriebenes Blatt zu sein, ein Traum von Autonomie und Nichtfestgelegtheit.

---

## Das Ende der Welt

---

Wenn sie mich fragen, kommt es darauf an, wo ich gefragt werde. In Wien sage ich: aus dem Südburgenland, Ziel-1-Gebiet, Armenhaus. Im Burgenland sage ich, wenn ich niemanden kennen will: aus Wien, ansonsten: aus Oberwart, was mir auch nicht immer geglaubt wird. Am liebsten aber sage ich, wenn sie mich fragen: vom Balkan, um den Unterschied zu dem zu markieren, was ich im Schlechten mit Österreich meine: Engstirnigkeit, Verschlossenheit, Mundfaulheit, Minderwertigkeitsgefühl, das ins triumphale Lob des Eigenen ausbrechen kann, vorauseilender Gehorsam, der Blick über den Tellerrand, nur um die eigene Suppe zur einzig gültigen zu erklären.

Im Burgenland, sage ich, auf dem Balkan, muss man Alkohol trinken,

bevor man ins Auto steigt; nur wenn man vorhat, ganz viel zu trinken und unter keinen Umständen erwischt zu werden, legt man sich ein Mopedauto mit roter Nummerntafel zu und gilt fortan als alter, gebrechlicher Mensch, der nur mal einkaufen fährt; wenn man sich dieses Gefährt nicht aus dem einzigen Grund zugelegt hat, keinen Führerschein dafür zu benötigen, ihn also auch nicht verlieren zu können.

Oberwart ist das Ende der Welt, sage ich, da kommt der Zug nicht weiter (und auch nicht mehr an), die Gleise, die nach Ungarn führten, sind zugewachsen, weiter in den Süden gibt es keine, öffentlicher Verkehr ist dem offiziellen Burgenland ein Fremd- oder Schimpfwort. In Stinatz schlagen die alten, schwarz gekleideten Frauen mit Regenschirmen auf den Schiedsrichter ein, der sich während des Spiels, einen Regenschirm über dem Kopf, nicht vom Mittelkreis bewegt und ihre Enkel bestimmt aus reiner Boshaftigkeit fürchterlich übervorteilt hat, und lachen und fluchen mit großen Zahnlücken unter ihren Kopftüchern. Am Rauchwarter Stausee ist laut Badeordnung das Tragen anstößiger, sittenwidriger Badekleidung untersagt, am Stausee Forchtenstein sind Tätowierungen und physische Gebrechen, die anderen Badewilligen das Badevergnügen vergällen könnten, laut Badeordnung verboten.

Im Burgenland stellen sogenannte Künstler dem Landeshauptmann zwei Jahre vor dem Hundertjahrjubiläum des Landes zur Wahlkampfunterstützung einhundert Schneemänner aus Styropor in der Mitte von Kreisverkehren auf, um in vorauseilendem Gehorsam dem Fürsten zu huldigen, der sich dafür hoffentlich erkenntlich zeigen wird – der traurigste Burgenländerwitz wird immer von der Realität erzählt, und so braucht es in diesem Land auch keine Blauen, weil die Roten so rechts sind, dass es einem schwindelig wird.

In Kukmirn, jenem Ort, der sich als der durchschnittlich wärmste



Österreichs rühmt, gibt es einen Skilift. In Oberwart existierte für einen geschlagenen Monat lang eine eigene Republik, ausgerufen von ungarischen Freischärlern unter dem kroatischen Namen eines Banats, mit Staatsoberhaupt und sechs Ministern, eigenen Briefmarken (auf Philatelistenseiten im Netz als Kuriosa gehandelt) und Geldscheinen, die rabiate ungarische Nationalisten nicht etwa in Budapest, sondern in Wien drucken ließen – bevor das Bundesheer einer jungen Republik einmarschierte und es Österreich ward. Im Burgenland heißt jeder Hügel Berg, nur der einzige Berg heißt Geschriebenstein.

### Dehnbare Gesetze

Weil das Land so arm ist, kam es, wie andere unterentwickelte Regionen, in den Genuss der europäischen Ziel-1-Förderungen, die in die Qualität des Weins (sehr vernünftig), den Bau asphaltierter Straßen (nur ja keinen öffentlichen Verkehr) und Kassen großer Konzerne (Kulturför-

derung) flossen. Die offizielle Kultur dient dem Tourismus, damit die, die kommen, nicht das Gefühl haben müssen, sich im toten Winkel oder einem rückständigen Land zu befinden.

Nach Metternich, der am Rennweg wohnte, beginnt der Balkan bekanntlich hinterm Rennweg – und heute östlich der Südautobahn. Aber was ist das Phantasmatische, auch Verstörende am Bild vom Balkan? Ein Gerücht von Vermischtheit, vom Brodelnden, vom Durcheinander der Stimmen, Klänge und Kulturen, von Rechtlosigkeit oder sehr dehnbaren Gesetzen, von einer gewissen Lockerung im Verhältnis zur Welt, die ohnehin ernst genug ist, von einer gewissen Nachlässigkeit, die Renitenz heißt, von Leidenschaften, die höchst ungerne verborgen werden. Und vom Pulverfass, das explodieren kann, wenn lange genug gezündelt wird.

Manchmal versuche ich mir vorzustellen, was das einmal war, mein Balkan, mein Südburgenland, das

sich heute so gern seiner Vielfalt rühmt – vor dem großen Einschnitt, vor der Nichtigkeitserklärung aller moralischen und ethischen Überlieferungen, vor den Deportationen, vor der Vertreibung und Ermordung der Roma, Juden und Kommunisten, vor dem Wahnsinn, einen reinrassigen Volkskörper erschaffen zu wollen, aus dem alles Unreine und Widerspenstige auszumerzen sei.

Als die Roma als Korbflechter und Scherenschleifer, als Metallsammler und Wahrsagerinnen unterwegs waren, ihre Buben und Mädchen barfuß durch den Gatsch liefen. Als es jüdische Gemischtwarenhandlungen, Handwerker und Dienstmädchen gab, die Christen am Sonntag die Hüte trugen, die der jüdische Hutmacher hergestellt hatte, als sich jemand vom jüdischen Fiaker von einem Punkt zum nächsten kutschieren ließ. Als alle zusammen, nebeneinander, bisweilen auch gegeneinander lebten, aber niemand noch den Entschluss gefasst hatte, reinen Tisch zu machen.

Meinen Balkan, mein Südburgenland, gibt es vielleicht nicht mehr, vielleicht gab es ihn auch nie, aber überall finden sich Spuren: nicht nur in den Gesichtern oder auf dem bizarren Oberwarter Mittwochsmarkt, der so gar nicht typisch für österreichische Provinz ist, sondern in den Geschichten, die über die Welt verstreut sind, in den Wunden wie Verklärungen, die vielen jener schmale Streifen Land ist – und auf den Friedhöfen. In Oberwart gibt es einen katholischen, einen evangelischen, einen reformierten, einen jüdischen, einen für die Armen und einen für die gefallenen Soldaten der Sowjetunion. Sie alle sind der Ort – zusammen mit denen, die jetzt in ihm leben und ihn Oberwart, Felsöör, Borta oder Erba nennen.

In den Häusern und Wohnungen der Juden leben heute andere, die Gemischtwarenhandlungen und Kleinbetriebe werden von den Nachfahren der sogenannten Ariseure geführt, aus der Synagoge machten die Nazis das Feuerwehrhaus, heute beherbergt es die Musikschule. Die wenigen Roma, die aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern zurückkamen, fanden ihre Siedlung am Stadtrand nicht wieder; die war geplündert worden, bevor man das Holz der Hütten an die verbliebene Bevölkerung verteilte, damit viele ihren Anteil am Verbrechen hätten, das als gute Tat für den Überlebenskampf der deutschen Rasse gelten sollte – just in einem Land, das multikulturell war, lange bevor irgendjemand dieses Wort im Mund geführt hätte.

---

### Jenseits der Ortstafel

---

Die neue Siedlung, die von den Sowjets bereitgestellt wurde, musste später weichen, weil der Grund, auf dem sie sich befand, immer kostbarer wurde. Also rief man die Roma einzeln ins Rathaus, versprach ihnen bessere Wohnungen mit Fließwasser und elektrischem Strom, sie mussten nur ihre drei Kreuze unter die Verträge setzen, schon fanden sie sich am

Stadtrand wieder, jenseits der Ortstafel. Da war noch nicht viel Zeit vergangen seit den Dreißiger Jahren, als man eine sogenannte Zigeunerkartei anzulegen begonnen hatte, mit Fotos und Fingerabdrücken all jener, die samt und sonders der Möglichkeit eines Verbrechens verdächtigt wurden. Und auch die Bürgermeisterkonferenz aus dem Jahr 1933, bei der in Oberwart von Politikern jeder Couleur (nur Nationalsozialisten waren noch keine dabei) darüber debattiert worden war, ob man die Roma sterilisieren, in eigene Ghettos sperren oder außer Landes bringen sollte, war gerade ein halbes Menschenleben her. Als mich zu Beginn meines Studiums eine Kollegin fragte, woher ich sei, antwortete ich: aus Oberwart. Ach, entgegnete sie, davon habe sie schon gehört, da stehe doch dieses Atomkraftwerk, nicht wahr?

Das Atomkraftwerk aber war eine mit Nägeln gefüllte Rohrbombe am Rand der Romasiedlung, die am 4. Februar 1995 vier junge Männer in Stücke riss. Einer davon, Erwin Horvath, der in der Volksschule schneller laufen konnte als alle anderen, war während der Vorbereitung auf die Erstkommunion immer wieder bei uns zu Hause – und besaß etwas, worum ich ihn beneidete: einen ferngesteuerten K.I.T.T., jenes denkende und sprechende Wunderauto, mit dem David Hasselhoff alias Michael Knight für Recht und Verfassung kämpfte.

Später wünschte ich mir oft, Erwin hätte Michael Knights Uhr besessen, in die man spricht, um von einem Auto aus der Gefahr gerettet zu werden. Dann hätte mich die Kollegin nicht nach dem Atomkraftwerk gefragt – und der ehemalige Landeshauptmann von Kärnten, nach dessen Tod die österreichische Relativitätstheorie formuliert wurde, derzufolge über einen Toten keine Wahrheit gesagt werden dürfe, hätte nicht vor die Kameras treten können, um zu sagen, nun wolle man die Toten bestimmt irgendwie den Freiheitsanlasten, wohingegen er aus vertraulichen Quellen wisse, dass es sich um eine romainterne Fehde

gehandelt habe, bei der es um Drogen, Waffen und Prostitution gegangen sei.

---

### Mein Balkan ist anders

---

Aber das, sage ich mir, ist schon wieder Österreich. Mein Burgenland, mein Balkan, ist anders: Da sind die Menschen friedfertig und neugierig, nicht übertrieben fleißig, wenn es um Angelegenheiten geht, die recht eigentlich nichts mit ihnen zu tun haben, sie empören sich gegen die Verhältnisse, unter denen sie leiden, und freuen sich, wenn die Sonne scheint und der Wein immer besser wird.

Mein Burgenland, mein Balkan, ist, wo sich niemand über mehrsprachige Ortstafeln aufregt, nicht einmal auf die Idee käme, wo man bis in die Morgenstunden feiert, um einander dann anzublicken und lächelnd die Schultern zu zucken, wo man einen Gast wie einen Gast behandelt und sich beim Blick in die Weite denkt, dass es schon sonderbar sei mit den Menschen, wo doch vieles so einfach wäre: Dass jeder sein dürfte, wo er sein wollte, und dass der Andere tatsächlich anders sei. Und dass das nun mal so sei – und alles andere verhandelt werden sollte. Solange nicht einer dem andern ein neues Gesetz aufzwingen wolle.

Das sind aber keine Gedanken, die am nächsten Tag dem Wein zugeschrieben werden sollten. Das sind schon die Gedanken an die Wirklichkeit des nächsten Tages, an dem es vielleicht wie Schuppen von den Augen fällt: dass alle bisherigen Gesetze, ob schlecht, verheerend oder besser, mehr oder minder aufgezungen waren. Dass man ein neues Gesetz braucht, um zusammen leben zu können, damit man einmal vielleicht von Heimat sprechen kann. Allein das ist schon wieder sehr kompliziert. Wenn Sie mich fragen. —

---

Clemens Berger, geboren in Güssing, wuchs in Oberwart auf und lebt als Schriftsteller in Wien. Zuletzt ist von ihm der Roman „Der Präsident“ (Residenz Verlag, 2020) erschienen.

# 100 Jahre Grenzen

## Das Jubiläum aus kroatischer Perspektive

Das vergangene Jahr 2021 stand burgenlandweit im Zeichen der Feierlichkeiten zum 100-jährigen Bestehen. Dass es sich dabei um einen mehrsprachigen und kulturell vielfältigen Landesteil handelt, klang im freudigen Jubiläumsnarrativ ebenso selten an, wie dass dieses Gebiet viele Jahrhunderte auch über die neue Staatsgrenze im Osten Österreichs hinausging.

Die 1921 gezogene Grenze zwischen den neuen Republiken Österreich und Ungarn wurde in den vergangenen 100 Jahren erfolgreich in den Köpfen der Menschen etabliert. Ein Preis des beständigen österreichischen *nation-buildings* und burgenländischen *province-buildings* ist gerade aus Sicht der sprachlichen und kulturellen Minderheiten dieser Region ein stetiger Abfall und Verlust dieser Vielfalt. Ebenso etablierte sich ein neues Geschichtsnarrativ, das Teile der eigenen Volksgruppe jenseits der Grenze exkludiert.

Territoriale Grenzen manifestieren sich in unseren Köpfen als Linien, die sich oft in Schlingelungen, mit Ausbuchtungen, Biegungen und

Kurven durch Landkarten ziehen und Staaten, Bundesländer, Regionen und Bezirke voneinander trennen, auch wenn wir eigentlich mit Grenzen eher punktuell statt linear interagieren: an Ortstafeln, die Grenzen einer Stadt oder eines Dorfes verdeutlichen, an Tafeln auf der Autobahn, die ankündigen, wann man in welches Bundesland einfährt, an den Grenzübergängen, wenn wir eine Staatsgrenze passieren. Als Begriff kann Grenze trennen, beschränken, beschließen, eine Grenze kann imaginiert oder physisch manifestiert sein, sie kann als Linie gedacht sein oder als bestimmter Punkt existieren, eine Grenze kann ausgedehnt, verschoben oder aufgehoben werden.

---

### Grenze wie granica

---

Das Lexem „Grenze“ wurde im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts über die westslawischen Sprachen, wahrscheinlich via Schlesien, über das polnische *granica* in das Deutsche entlehnt. Der Begriff *granica*, den wir auch heute noch in vielen slawischen Sprachen finden, geht zurück auf die Verkleinerungsform von *grana* (Ast), also „kleiner länglicher Ast“, „Zweiglein“. Die Bedeutung entwickelte sich weiter zu „scharfe Spitze“, „Scheitelpunkt“ und erst dann zur heutigen Bedeutung „Grenze“. Es bezeichnete also zuerst etwas Längliches, dann einen spitzen Punkt, um sich dann semantisch wieder zum Linearen hinzuwenden.

Der Begriff spiegelt in seinen semantischen Verschiebungen wider, dass sich auch das Verständnis von Grenze im Laufe der Geschichte veränderte – und es wohl auch weiterhin tun wird. Ebenso hat sich auch die östlichste Grenze Österreichs im Laufe der letzten hundert Jahre in ihrer Wahrnehmung verändert: Sie war lange Zeit aus westeuropäischer Perspektive das Ende der eigenen Welt und hielt eisern den Kommunismus zurück, wurde zur Ikone des Aufbruchs und politischer Umbrüche und schließlich zur verheißungsvollen letzten Hürde für ein besseres Leben. Zuerst einmal musste sie aber gezogen werden.

---

### Auswirkungen des Grenzverlaufs auf die kroatische Minderheit

---

Der Erste Weltkrieg brachte einen Systemwechsel mit sich. Aus multiethnischen, dynastischen Gebilden sollten Nationen werden – klar begrenzt und möglichst konsolidiert in ihrer sprachlichen und kulturellen Einheit. Wilsons Selbstbestimmungsrecht der Völker galt als politischer Imperativ zur Legitimation neuer Staaten, doch Staatsgrenzen anhand nationaler Linien entpuppten sich schnell als gefährlich – und unmöglich. Blickt man auf die Grenzziehungsprozesse nach 1918 und auf die Entstehung Österreichs, so gab es eigentlich an allen Ecken und Enden Auseinandersetzungen und Kämpfe. Und auch wenn die Dispute vordergründig über ethnische Zugehörigkeiten artikuliert und argumentiert wurden, so zeigt sich bei genauerer Betrachtung, dass es vielmehr wirtschaftliche, politische und soziale Fragen waren, die hier verhandelt wurden.

Die Kroat\*innen im ehemaligen Westungarn fielen damals aus den vorherrschenden Rastern ethnischer Klassifizierung raus: Die Priester und Lehrer waren politisch große Ungarn, aber ebenso große Verfechter der kroatischen Sprache, die Bauern waren vor allem mit ihrem Dorf verbunden und hörten auf

die Priester und die Arbeiterschaft kämpfte mit den sozialen Umständen und mit der deutschen Sprache. In all den Diskussionen rund um die Grenzziehungen des heutigen Burgenlandes zeigte sich daher, dass die kroatische Bevölkerung politisch geteilt war in ihren Präferenzen für Österreich oder für Ungarn – und eigentlich auch zu klein, um tatsächlich entscheidend zu sein. Doch hatte die Ausverhandlung des Grenzverlaufes enorme Auswirkungen auf sie: Die Gruppe wurde in einen größeren, auf österreichischer Seite verbleibenden und in einen kleineren, auf ungarischer Seite verbleibenden Teil getrennt, von dem wiederum im Verlauf der Geschichte ein noch kleinerer Teil später zur Tschechoslowakei kam.

Diese Teilung hinterließ verständlicherweise Spuren: Nach wenigen Jahrzehnten entwickelte sich diese Grenze zudem in eine eiserne Systemgrenze und bescherte der kroatischsprachigen Minderheit sehr unterschiedliche sozio-ökonomische, politische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen. Natürlich gingen die genannten Staaten auch unterschiedlich mit ihren Minderheiten und Volksgruppen um. Österreich musste auf Druck Jugoslawiens und der Alliierten den Artikel 7 mit Rechten der slowenischen und kroatischen Minderheiten in seinen Staatsvertrag von 1955 aufnehmen. Die Umsetzung der dort festgeschriebenen Rechte – auf eigene Organisationen, Versammlungen, Presse und Schulunterricht in eigener Sprache, zweisprachige topografische Aufschriften – wurde aber nur langsam und mühevoll vollzogen und prägte Generationen junger und später schon älterer Minderheitenaktivist\*innen.

Anders als in Kärnten, wo sich der seit dem Ende des Ersten Weltkriegs virulente Konflikt entlang ethnischer Linien verfestigte und verstetigte – und wodurch es zu kämpferischen Auseinandersetzungen zwischen slowenisch- und deutschsprachigen Kärntner\*innen kam –, gab es solch einen ethnisch aufgeladenen

Konflikt im Burgenland nicht. Die kroatische Minderheit musste vielmehr intern ausdiskutieren, wie man zu solchen verbrieften Rechten steht. Der Assimilierungsdruck, der gesellschaftlichen Aufstieg einzig über deutsche Einsprachigkeit verhielt, und der Komplex, ganz im Osten auch noch eine feindliche slawische Sprache zu sprechen, hinterließen Spuren in ihrer Selbstwahrnehmung.

Während man auf Kärnten schauend – zumindest von außen – das Gefühl hatte, alle Slowen\*innen kämpften gemeinsam für ihre Sprache, kämpften die Kroat\*innen durchaus auch öffentlichkeitswirksam – aber untereinander. Und das Burgenland als Bundesland verfestigte sich zum beherrschenden Paradigma. Dass viele Kroat\*innen auch außerhalb der Bundeslandsgrenzen – beispielsweise in Wien – wohnten, vergaß man oft in der Diskussion um die Volksgruppenrechte. Dass es auch hinter der Staatsgrenze Menschen gab, die bis vor einigen Jahrzehnten noch gleichsprachige Nachbarn und Verwandte waren, ebenso.

---

### Marginalisierung der *gradišćanci*

---

Diese mussten sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit ganz anderen Zugängen zurechtfinden, denn die Kroat\*innen, die nach 1921 im ungarischen Teil von *Gradišće* lebten – so die kroatische Übersetzung des Burgenlands, die aber semantisch auch über Staatsgrenzen hinwegwirkt –, waren als Teil der südslawischen Minderheit anerkannt. Vor allem im Süden Ungarns gab und gibt es kroatische, serbische, slowenische Minderheitengruppierungen, und sie alle zusammen bildeten bis 1990 eine minderheitenpolitische Einheit. Diese Einordnung und die Organisation in Minderheitenselbstverwaltungen, die sich stark an jugoslawischen Realitäten orientierte, prägten die ungarischen Kroat\*innen auf jener Seite der Grenze stark. Das regionale Bewusstsein als *gradišćanci* und



die Marginalisierung innerhalb der südslawischen Gruppe führten ab den späten 1980er Jahren zu Forderungen nach mehr Eigenständigkeit innerhalb dieser übergeordneten Minderheitenorganisation; mit dem Zerfall Jugoslawiens zerbrach dieser Zusammenschluss schließlich auch in Ungarn anhand nationaler Linien. Die verbleibenden Dörfer rund um Bratislava, in denen noch Kroatisch gesprochen wird, erlebten erst seit dem Fall des Eisernen Vorhangs und den politischen Umbrüchen nach 1989 einen Aufschwung zu staatlicher Anerkennung und eigenen kulturellen und organisatorischen Initiativen. Unterstützend wirkten sowohl in Ungarn als auch der Slowakei Initiativen österreichischer Minderheitenaktivist\*innen und Vereine, die seit den 1980er Jahren verstärkt einen grenzüberschreitenden Zugang für das Selbstverständnis der Burgenländischen Kroat\*innen einbrachten.

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts entdeckte man auch die letzten Überreste der südmährischen Kroat\*innen, die der westlichste, aber lange nicht nur geografisch, sondern auch gedanklich abgetrennte Teil dieser Volksgruppe waren. Dieser

grenzüberschreitende Gedanke prägte die Diskurse der 1990er und 2000er Jahre stark, auch vor dem Hintergrund der politischen Entwicklungen nach dem Fall des Eisernen Vorhangs 1989 und der EU-Osterweiterung 2004. Beides wurde – nicht nur innerhalb der Volksgruppe – als Aufweichen und Auflösen vormals starrer Grenzen gefeiert, doch zeigte sich bald, dass diese territorialen Grenzen auch Grenzen im Kopf waren, die man nicht so einfach durchbrechen konnte.

### Von der kroatischen Minderheit zu Burgenlandkroat\*innen

Das Narrativ der Einheit der Burgenländischen Kroat\*innen über Grenzen hinweg ist nicht verschwunden, aber es ist doch in den Hintergrund getreten. So wie der Begriff *Gradišće* und das zugehörige Adjektiv *gradišćanski* im Kroatischen grenzüberschreitend funktionieren, so sehr hat sich der Burgenland-Begriff und damit auch die terminologische Festschreibung der hier anerkannten Volksgruppen verengt. Aus der kroatischen Minderheit wurde die kroatische Volksgruppe, aus den Kroat\*innen im Burgenland

Burgenländische Kroat\*innen und heute kennt man fast nur noch den Begriff Burgenlandkroat\*innen. Das Burgenland als Determinante hat sich in der deutschsprachigen Terminologie durchgesetzt und endet gedanklich oft an der österreichischen Staatsgrenze. Das offizielle Burgenland aber besinnt sich seiner Mehrsprachigkeit kaum.

Bei manchen Feierlichkeiten 2021 bemühte man sich durchaus redlich, die Vielfalt des Bundeslandes abzudecken, bei offiziellen politischen Reden fehlte sie aber durchwegs. Die Kroat\*innen haben nur einen marginalen Platz im burgenländischen Selbstverständnis – und klammern sich doch an dessen Grenzen fest. Wie sie sich damit selbst begrenzen, sehen wir dann in hundert Jahren. —

Dieser Text ist eine übersetzte, gekürzte und adaptierte Version des Key-Note-Vortrags „100 ljet Granice“ (100 Jahre Grenzen), gehalten am 1. 7. 2021 im Kroatischen Zentrum Wien, online verfügbar auf YouTube unter „100 ljet Granice: Kick off“ und beruht auf meiner 2015 veröffentlichten Dissertation „Identitäre Verortungen entlang der Grenze. Verhandlungen von Sprache und Zugehörigkeit bei den Burgenländischen Kroaten.“

Katharina Tyran ist Universitätsassistentin für slawische Philologie am Institut für Slavistik der Universität Wien.

# 100 Jahre Burgenland

## 500 Jahre Romn\*ja

**I**m vergangenen Jahr feierte das Burgenland seine 100-jährige Zugehörigkeit zu Österreich. Man blickte zurück und zelebrierte das eigene Sein. Die Volksgruppen wurden in alle Aktivitäten eingebunden – immerhin gab es diese im Burgenland, noch lange bevor es diesen Namen trug. Alles gut?

Romn\*ja leben im Burgenland schon seit dem 16. oder 17. Jahrhundert, seit wann genau, darüber scheiden sich die Meinungen bis heute. Sie sind ein Teil dieses Landes und seiner Kultur, das erkennt man in der Musik, an Speisen und Traditionen. Und das ist es auch, was ich am Burgenland so sehr schätze: diese undurchdringliche und undurchsichtige Verwobenheit aller Volksgruppen. Genau dieser interkulturelle Mix macht dieses Bundesland, meine Heimat, so besonders. „Alles gut“, könnte man sich denken, oder?

Nun ja, nicht ganz. So sehr ich das Burgenland und die Burgenländer\*innen schätze, so sehr muss ich sie auch zur Verantwortung ziehen für so vieles, das in der Vergangenheit geschehen ist und so lange nicht gesehen, nicht gehört und worüber nicht gesprochen wurde.

Bis zum zweiten Weltkrieg bestanden im Burgenland über 120 Roma-

siedlungen. Romn\*ja waren aktive Mitglieder der Gesellschaft: Sie arbeiteten in der Landwirtschaft, kämpften im Ersten Weltkrieg, waren Teil der Freiwilligen Feuerwehr, erzogen ihre Kinder katholisch und schickten sie zur Schule. Und doch wurden sie ausgegrenzt, diskriminiert und stigmatisiert. Viele Vorurteile fanden über Bücher und Lieder Verbreitung, manche davon haben sich bis heute gehalten.

Mit der Zeit schlugen die Ressentiments in Hass um, bis sich burgenländische Vertreter der Landes- und Gemeindebehörden, der Justiz und Gendarmerie 1933 zu einer „Konferenz“ trafen, um über das Schicksal der burgenländischen Rom\*nja zu beraten. Manche wollten sie umsiedeln, manche ins Exil schicken und andere einfach umbringen. Dieser Wunsch wurde schon bald Realität und wieder einmal zeigte sich ein Burgenlän-

der für die Lösung des „Problems“ im Nationalsozialismus verantwortlich: Tobias Portschy. In seiner Denkschrift „Die Zigeunerfrage“ von 1938 hielt er fest, dass Rom\*nja zwangssterilisiert und in Arbeitslager eingewiesen werden sollten. Diese Schrift hatte maßgeblichen Einfluss darauf, wie im restlichen Dritten Reich mit den Rom\*nja verfahren wurde.

90 Prozent der im Burgenland lebenden Rom\*nja wurden im Nationalsozialismus ermordet. Im burgenländischen Lackenbach befand sich das größte sogenannte „Zigeuner-Anhaltelager“ Österreichs.

Und was geschah nach dem Unausprechlichen, dem Unüberwindbaren, nach all dem, das der Mensch nie hätte dem Menschen antun dürfen? Diejenigen, die das Grauen überlebten und nach Hause zurückkehrten, jene wenigen hundert Menschen, fanden in ihren Heimatgemeinden eine



ähnliche Situation vor wie vor ihrer Verschleppung: Man wollte sie nicht. Ihr Eigentum war längst verbrannt oder veräußert worden. Sie hatten keine Dokumente und keine Rechte. Immer noch herrschte ein Rassismus vor, der ihnen mit aller Härte entgegenschlug. Wieder wurden sie diskriminiert und an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Was nun dazu kam: Viele Überlebende erhielten ihre Staatsbürgerschaft nicht zurück, obwohl sie seit Generationen in Österreich gelebt hatten. Sie wurden zu Fremden gemacht. Viele erhielten bis zu ihrem Tod keine Reparationsleistungen.

---

### Anerkennung als Volksgruppe und das Attentat

---

In Oberwart, der wohl größten Roma-Siedlung des Burgenlandes, dauerte es bis in die 1980er Jahre, bis deren Bewohner\*innen fließendes Wasser hatten. Der Autor Stefan Horvath, der selbst aus dieser Siedlung stammt, erzählte in einem Interview, dass die Leute Angst hatten, die Wasser- und Duschhähne aufzudrehen. Zu tief saß das Grauen des Nationalsozialismus – und das, was man in den Konzentrationslagern damit verband, in die Duschräume geschickt zu werden.

Es vergingen Jahre, und endlich, nach langen Kämpfen und Beweisführungen, dass Romn\*ja eine Volksgruppe sind, wurden wir 1993 schließlich als

solche anerkannt. Zwei Jahre danach folgte das Attentat von Oberwart – ein schlimmer Rückschlag für alle Rom\*nja, vor allem aber für die Menschlichkeit.

Die vier jungen Roma Peter Sarközi, Josef Simon, Karl und Erwin Horvath wollten in der Nacht vom 4. auf den 5. Februar 1995 unweit der Romasiedlung in Oberwart eine Tafel mit der Aufschrift „Roma zurück nach Indien“ zu entfernen. Hinter der Tafel verbarg sich eine Sprengfalle, deponiert von dem „Briefbomber“ Franz Fuchs, der das Land seit 1993 mit rassistisch motivierten Anschlägen terrorisierte. Die jungen Männer starben einen grausamen Tod. Bei den ersten Untersuchungen durch die Polizei ging man von einer Fehde unter den Rom\*nja aus, die nun Opfer forderte. Auch die Presse ließ sich sofort dazu hinreißen, diese Annahme zu verbreiten und somit die Opfer zu Tätern zu machen. Nach jahrhundertelangem Misstrauen, das sich innerhalb der burgenländischen Rom\*nja-Community gegenüber der Mehrheitsbevölkerung aufgebaut hatte, schien nun auch der letzte Rest an Vertrauen zerstört worden zu sein. Die Polizei drang in die Siedlung ein, durchsuchte die Häuser und verhörte die Menschen, als wäre jeder in der Romasiedlung ein Verbrecher. Für viele Medien und die FPÖ ein gefundenes Fressen, wieder einmal wurde mit Lügen über Rom\*nja Propaganda betrieben. Das Ganze dauerte einige Tage, bis man erkannte, dass hinter dem Anschlag ein rassistisch moti-

vierter Attentäter steckte. Mit einem Schlag waren die Rom\*nja von Oberwart doch Opfer. Es gab Solidaritätsbekundungen, das ganze Land blickte ins Burgenland. Dieser Blick – auch wenn nicht ganz freiwillig oder gar selbstlos – legte Dinge offen dar, die schon lange im Argen lagen. Auch das Burgenland musste sich nun mit den unangenehmen Dingen auseinandersetzen und endlich erkennen, dass es ein Rassismusproblem hatte.

---

### Ein deutliches „Nein!“ zur rassistischen Fremdbezeichnung

---

Etwas hatte sich verändert. Die öffentliche Wahrnehmung der Rom\*nja wandelte sich. Man begann, sich mit diesen für viele immer noch unbekanntem und fremden Menschen zu beschäftigen, die genauso viel oder genauso wenig Burgenländer\*innen waren wie sie selbst. Natürlich sprach man damals nicht von Roma, schon gar nicht von Romnja, sondern von „Zigeunern“. Ein Begriff, den wir Rom\*nja nie selbst gewählt hatten, ein Begriff, der einst unabhängig von der Ethnie stellvertretend für „Asoziale“ verwendet wurde und dessen rassistische Konnotation vor allem unter den Nationalsozialisten überhandnahm.

Die öffentliche Debatte um diese Fremdbezeichnung flammte Anfang der 2010er Jahre wieder auf, als sich Rom\*nja-Aktivist\*innen mit Erfolg

für die Umbenennung zahlreicher Lebensmittel und Speisen einsetzten. Die vorgenommenen Änderungen der Produktnamen durch manche Lebensmittelhersteller wurden in den sozialen Medien heftig diskutiert. Angehörige der Mehrheitsgesellschaft sahen sich in ihren Traditionen bedroht. Dass sich Volksgruppenangehörige jahrelang gegen dieses Wort gewehrt hatten, war – und ist heute noch – vielen egal. Denn: „Man hat das schon immer so gesagt“, „meint es ja nicht böse“, „dürfe heute ja nichts mehr sagen, weil alles politisch korrekt sein muss“ usw. Was *man* auch immer meint, dem ist nur mit „Nein!“ zu entgegnen. Dieses Wort ist, wie man es auch immer deuten oder auslegen mag, rassistisch.

---

### Vom Schatten ins Licht

---

Zurück zum Thema: Es hatte sich etwas verändert. Die Autorin Ceija Stojka hatte mit ihrem 1988 erschienenen Buch „Wir leben im Verborgenen“ den Nagel auf den Kopf getroffen. Viele Romn\*ja lebten sehr lange – und tun dies vielleicht immer noch – aus Angst vor Ausgrenzung und Diskriminierung im Verborgenen. Das Attentat von Oberwart und die daraus resultierende Aufmerksamkeit holte die Volksgruppe vom Schatten ins Licht. Man begann zu forschen, erkundete die Geschichte und Sprache. Dem Ganzen lag nun mehr Wissenschaftlichkeit zu Grunde, weniger Fantasie wie zuvor. Zahlreiche Bücher wurden veröffentlicht, Reden wurden gehalten, Filme und Theaterstücke produziert. Einige aus der Volksgruppe wurden auch politisch aktiv. Zum Beispiel Rudolf Sarközi, der der Volksgruppe öffentliche Präsenz verschaffte.

All das führte auch dazu, dass meine Generation beinahe sorglos aufwachsen konnte, ohne – wie noch wenige Jahrzehnte zuvor – aufgrund der Abstammung automatisch in die Sonderschule geschickt zu werden. Auch die Situation auf dem Arbeitsmarkt entspannte sich. Die Arbeit der Aktivist\*innen vor uns ermöglichte unserer Generation ein

selbstbestimmteres, freieres und vor allem ein sicheres Leben.

Natürlich gab und gibt es weiterhin Ausnahmen: Immer noch werden Kinder in der Schule gehänselt und beleidigt, immer noch haben wir mit Benachteiligung am Arbeitsmarkt und sonstigen Diskriminierungen zu kämpfen. Für viele ist der Antiziganismus stets präsent. Das ist ein Fakt, an dem wir noch arbeiten müssen, auch im Burgenland.

---

### Die Geschichte(n) selbst erzählen

---

Kehren wir zurück in das Jahr 2021. Das Burgenland feierte sein 100-jähriges Bestehen. Es blickte zurück auf vieles, aber nicht auf alles. Man war schon bemüht, die Volksgruppen in die Feierlichkeiten einzubinden, sodass sie in Ausstellungen, Konzerten und Publikationen vertreten waren. Man wollte zeigen, wie divers das Burgenland ist – und schon immer war –, aber das sagte ich schon.

Auch ich durfte Beiträge zu dem einen oder anderen Buch verfassen. Das machte mich stolz – weil ich Burgenländerin bin, aber auch weil ich Romni bin. Und trotzdem gab es den einen oder anderen Moment, in dem sich mir ein seltsames Gefühl aufdrängte. Ich kann es nicht genau beschreiben: Ein Kitzeln, ein Jucken vielleicht, ein kleines Steinchen im Schuh, das zwar unangenehm ist, aber nicht am Weitergehen hindert. Es ist schön, gesehen, gehört und erwähnt zu werden, nachdem man jahrhundertlang „übersehen“ und einem die Stimme genommen wurde. Ja, es ist schön, aber das sollte nicht nur in Jubiläumsjahren der Fall sein.

Es sollte selbstverständlich sein, dass wir ein Teil des Burgenlandes sind. Weil wir es schon immer waren. Wir sollten heute nicht mehr diskutieren müssen, wie wir bezeichnet werden wollen und wie nicht. Wir sollten uns nicht mehr gegen Vorurteile zur Wehr setzen müssen. Vorurteile, die so absurd und verrückt sind, dass es schwerfällt, das Gegenüber ernst zu

nehmen. Wir sollten nicht als Teil eines Landes wahrgenommen werden, nur weil es gerade Jubiläum feiert und weil es gerade „in“ ist, divers zu sein. Wir *sind* Teil dieses Landes, weil unsere Groß- und Urgroßeltern hier geboren wurden.

Wir müssen uns immer, und nicht nur in Jubiläumsjahren, an die Geschichte erinnern, auch an das Tragische und Grausame. Wir müssen diese Geschichte erzählen, vor allem müssen wir sie endlich *selbst* erzählen. Wir wurden so lange – und teilweise immer noch – zu etwas Fremden gemacht. Zu etwas Exotischem und Wildem. Zu etwas, was wir nicht sind – und nie waren. Wir müssen über die Wahrheit sprechen, über die vergangene und gegenwärtige, um die zukünftige zu formen und sie für uns zu beanspruchen – weil auch das immer schon unser Recht war.

Wir müssen weg vom Bild des fiktiven „Zigeuners“, der die Zukunft vorhersehen kann und ums Lagerfeuer tanzt. Es muss aufhören, dass wir entmenschlicht und zu etwas Abstraktem gemacht werden – zu etwas, als das man sich im Fasching verkleidet.

Ich habe oft das Gefühl, dass von den Romn\*ja erwartet wird, dankbar zu sein. Dankbar für etwas, was für Nicht-Romn\*ja selbstverständlich ist, nämlich gesehen, gehört und vor allem ernst genommen zu werden. Wir sollten heute über vieles nicht mehr streiten und diskutieren müssen, wir sollten auch nicht mehr für etwas kämpfen müssen, wie es uns manche Politiker\*innen bei diversen Veranstaltungen immer wieder nahelegen: um den Spracherhalt, gegen den Antiziganismus oder um das Gedenken. Nein, all das hätten wir nie tun müssen, weil es immer schon unser Grundrecht war – als Rom\*nja, also Burgenländer\*innen, als Menschen.

---

Katharina Graf-Janoska, Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft und Philosophie, ist freie Mitarbeiterin des ORF und Vorstandsmitglied der HochschülerInnenschaft Österreichischer Rom\*nja (HÖR). Ihre Bücher „KriegsROMAn“ (2021) und „Rebstock“ (2015) wurden für den Burgenländischen Buchpreis nominiert.

# Unerfüllte Hoffnungen

## Aus jüdischer Sicht ist nichts zu feiern

**D**ie 100 Jahre, die das Burgenland 2021 feierte, spielen aus jüdischer Sicht so gut wie keine Rolle, zumindest keine, die es zu feiern gilt.

Man darf aus jüdischer Perspektive im Burgenland vielleicht sogar von 1.800 Jahren sprechen, denken wir an das Ende der 1990er Jahre in Halbtorn gefundene jüdische Amulette. Aus jüdischer Eisenstädter Perspektive dürfen wir immerhin von 750 Jahren Besiedlungsgeschichte sprechen. In Eisenstadt existierte jedenfalls nachweisbar im Mittelalter die einzige voll ausgebildete jüdische Gemeinde des Burgenlandes<sup>[1]</sup>.

Was ist also in diesen letzten 100 Jahren passiert?

Vor 100 Jahren, genau im Jänner 1921, publizierte der gelehrte Bibliothekar der Israelitischen Kultusgemeinde Wien Dr. Bernhard Wachstein – er war aus Galizien nach Wien gekommen und ist am Zentralfriedhof Wien, Tor IV, also in der neuen jüdischen Abteilung, begraben – sein bahnbrechendes Werk über den älteren jüdischen Friedhof in Eisenstadt<sup>[2]</sup>. Das Geleitwort zu diesem Buch schrieb der Eisenstädter Alexander Sándor Wolf. Es seien nur einige wenige Sätze daraus zitiert:

*Die stille kleine Stadt lag abgeschieden von der großen Welt, die Hauptverkehrswege führten abseits vorbei, die Kaiserstadt, nur eine Tagesreise entfernt, zog alles, was tatkräftig und regsam war, an sich, zurück blieben beschaulich lebende Menschen ...*

*Unversehrt blieb sie stehen, die Gemeinde, mit ihren Toren und Ketten, die Samstag geschlossen werden, und mit den offenen warmfühlenden Herzen der Bewohner, die in Leid und Freud zusammenstanden, ein Musterbeispiel jüdischer Zusammengehörigkeit, vorbildlich in ihren dem Kultus und der Nächstenliebe dienenden Einrichtungen. Anmerkung: Im Umsturzjahr 1918 wurde die Vereinigung der Judengemeinde, die auch eine selbständige politische Gemeinde ist, mit den anderen vier Gemeinwesen Eisenstadts beschlossen, im weiteren Verlauf wurde der Beschluss nicht durchgeführt, so dass hoffentlich noch lange Jahre diese Selbständigkeit der Judengemeinde erhalten bleibt.*

Alexander Sándor Wolf hat bei diesen Worten wohl an mehr als 17 Jahre, ganz offensichtlich weit über 1938, hinausgedacht. Er selbst emmigrierte in diesem Jahr (1938) schon über Triest nach Haifa.

Aber schon zehn Jahre später, 1931, schlägt ein Autor, der sich Elchanan nennt, in der Jüdischen Presse andere, nicht mehr ganz so optimistische Töne an:

*Eisenstadt. Ein Städtchen voller Merkwürdigkeiten und Paradoxa – so könnte man vielleicht am besten die Landeshauptstadt am sonnigen, weinbestandenen Abhang des Leithagebirges charakterisieren ... Das Groteskeste aber an diesem Städtchen der Paradoxa ist noch sein Judenstädtchen ...*

*Aber die Bewohner der jüdischen Gassen Eisenstadts wären zufrieden, wenn ihr Viertel weniger den Charakter eines Raritätenkabinetts hätte und nicht auch mitten in der Woche fast dieselbe beschauliche Ruhe in ihrem Bezirk herrschte, die nahezu ebenso wenig durch Wagengerassel gestört wird wie am Schabbat. Der Verkehr weicht der Judenstadt nicht mehr, wie es*

<sup>[1]</sup> Harald Prickler, Beiträge zur Geschichte der burgenländischen Judensiedlungen, in: Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 92, 1993, 68.

<sup>[2]</sup> Bernhard Wachstein, Die Grabinschriften des Alten Judenfriedhofes in Eisenstadt, Eisenstädter Forschungen, hrsg. von Sándor Wolf, Band I, Wien 1922. Die Publikation datiert aus dem Jahr 1922, das Geleitwort von Sándor Wolf ist aber mit Jänner 1921 datiert.

*früher der Fall und von den Juden beabsichtigt war, bloß am Schabbat, sondern auch an den Wochentagen in weitem Bogen aus. In stiller Resignation stehen die wenigen übriggebliebenen in der Judengasse vor ihren altertümlichen Gewölben und sehen zu, wie das, was für Eisenstadt den großen Weltverkehr bedeutet, wenn es auch noch so wenig ist, außen an ihrem Städtchen vorübergeht.*

*Wenn man sich für den Ausblick in die Zukunft noch ein wenig Optimismus bewahrt hat, wird man vielleicht sogar hoffen dürfen, dass infolge der Arbeit des neuen Rabbiners gerade die Entwicklung Eisenstadts zur Hauptstadt auch dem jüdischen Eisenstadt doch auch ein wenig zugutekommen wird. Vorläufig geht zwar der große Verkehr an der Judenstadt vorüber und diese selbst schläft und seufzt. Aber wenn man es sich des Abends nicht verdrießen lässt, die steile Treppe neben der Synagoge zum Schiurzimmer<sup>[3]</sup> hinauzusteigen, in dem ein paar alte Männer über Talmudfolianten gebeugt sitzen, dann eröffnet sich einem gerade aus diesem, dem ersten Studium der Tora geweihten Raum ein schöner Ausblick auf die vorüberführende Hauptverkehrsstraße mit ihren schönen neuen Gebäuden und weiter darüber hinaus in das weite Land. Vielleicht wird ernstes Streben nach Tora unserm Volke nicht nur hier zeigen, wie es nicht mehr seiner Ideale wegen aus dem freien Wettbewerb der Völker ausgeschaltet, sondern gerade durch diese Ideale den ihm gebührenden Anteil zugeteilt erhalten wird, und so wird es wohl auch der heiligen jüdischen Gemeinde Eisenstadt beschieden sein, wenn sie wieder den steilen Weg der Tora erklimmt, neue Auswege und Ausblicke zu gewinnen in eine schönere Zukunft.<sup>[4]</sup>*

Diese schönere Zukunft sollte es nie geben. Denn sieben Jahre später, 1938,

war es in den burgenländischen jüdischen Gemeinden, auch in Eisenstadt, zu einem sehr schnellen Aus gekommen, schneller und konsequenter als im übrigen Österreich. Ende Oktober 1938 meldet, wie wir wissen, die Israelitische Kultusgemeinde Wien, dass es im Burgenland keine Juden mehr gibt.

Die letzte jüdische Geburt in Eisenstadt vor 1938 war Gertrude Weiß am 5. August 1938, geboren im Spital der Barmherzigen Brüder als Tochter vom Schuhmachermeister Hugo Weiß, 36 Jahre alt, und der Rosa Farkas, 38 Jahre alt.

Die letzte jüdische Hochzeit war zwei Monate vorher, am 13. Juni 1938 zwischen Hugo Soltesz und Charlotte Geiger. Ihre Schwester Ilona heiratete Dr. Alfons Barb, den späteren jüdischen Direktor des Landesmuseums Burgenland. Sein Bruder Dr. Zoltan Soltesz, der 1934 im Gemeindewald von Kleinhöflein (neben Eisenstadt) Selbstmord durch Vergiften verübte, ist wie seine Schwester Helene am jüngeren jüdischen Friedhof von Eisenstadt begraben.

Der letzte, der 1938 starb, war Samuel Gellis, ein arbeitsloser Schuhmachergeselle. Er beging Suizid, er erhängte sich am 11. Juni 1938 um Mitternacht mit 54 Jahren. Seine Schwester und sein Schwager sind in der Schoa ermordet worden. Beide Eltern, beide Großeltern, beide Urgroßeltern und beide Ururgroßeltern (begraben sind sie alle auf dem älteren und jüngeren jüdischen Friedhof von Eisenstadt), also fünf Generationen, lebten und arbeiteten 220 Jahre sicher und zufrieden in Eisenstadt – bis 1938.

Nach 1945 kamen wenige Juden zurück ins Burgenland, die meisten zogen bald wieder weg, hier blieben etwa ein Dutzend Juden, in Eisenstadt waren es zwei Familien, die die Jahrzehnte nach 1945 hier lebten: die Familie Schiller und die Familie Trebitsch.

1972 wurde das Österreichische Jüdische Museum in Eisenstadt als erstes jüdisches Museum in Österreich und als viertes in Europa nach 1945 gegründet. 2022 feiern wir unser 50-jähriges Jubiläum.

Das Programm hat seit 1945 andere Vorzeichen: Schrieb, erklärte und „dolmetschte“ der eingangs erwähnte Dr. Bernhard Wachstein selbstverständlich und ausschließlich für jüdisches Publikum, sind unsere heutigen Adressaten vorwiegend Nichtjuden.

Das gilt nicht nur für uns als Museum, das gilt selbstverständlich, mutas mutandis, für alle zeitgeschichtlichen Initiativen, Gedenktafeln, Veranstaltungsinitiativen usw.

Das gilt für die tausenden hebräischen Grabinschriften auf den jüdischen Friedhöfen des Burgenlandes genauso wie für – ich darf sie so bezeichnen – Jahrhundertfunde wie den Genisagrabstein in Kobersdorf oder den Torawimpel des 1761 in Eisenstadt geborenen bedeutenden Rabbiners Akiba Eger.

Es ist viel gemacht worden im Burgenland, besonders viel wohl in Eisenstadt seit 1945. Und es muss noch viel gemacht werden im Burgenland und hier in Eisenstadt in den nächsten 100 Jahren.

Wir können niemals die Leere, die das Fehlen jener Menschen, die unter uns über Jahrhunderte lebten, ausgelöst hat, füllen. Aber wir können und müssen, was immer wir tun, den Vertriebenen und Ermordeten ihre Namen, ihre Geschichte, ihre Geschichten und ihnen damit ihre Würde zurückgeben.

---

Dieser Text ist die leicht geänderte und gekürzte Fassung meiner Festrede anlässlich der Festsitzung „100 Jahre Burgenland“ des Gemeinderates der Freistadt Eisenstadt am 22. Oktober 2021. Für den vollständigen Vortrag siehe: [www.ojm.at/blog](http://www.ojm.at/blog)

---

Johannes Reiss, Judaist, ist Leiter des Österreichischen Jüdischen Museums in Eisenstadt. Er ist spezialisiert auf hebräische Grabinschriften (Lesen, Transkription, Übersetzen und Kommentieren) sowie auf die Dokumentation jüdischer Friedhöfe mit hebräischen Grabinschriften. [www.ojm.at](http://www.ojm.at)

<sup>[3]</sup> „Schiur“, Hebräisch, bedeutet „Unterricht“. Das Schiurzimmer ist also jener Raum, in dem Rabbiner ihren Schülern Unterricht gaben.

<sup>[4]</sup> Elchanan, in: Jüdische Presse 17, 21. 8. 1931, 2.

# „Spiculatores“

## Die ungarische Volksgruppe im Burgenland

Vor einem guten Jahrtausend als „spiculatores“ (Grenzwächter) im einstigen Westungarn angesiedelt, im Range von Kleinadeligen Privilegien wie Steuer- und Abgabefreiheiten genießend und potentiell jederzeit zu militärischen Diensten verpflichtet, sind sich die Nachfahren der Ungarn im Burgenland auch heute noch ihrer Herkunft bewusst.

Die ungarische Sprache und Kultur ist in den heute noch einige Tausend Angehörige umfassenden ungarischsprachigen Gemeinschaften nach wie vor zugegen, was angesichts der mächtigen Assimilationstendenzen und den jahrzehntelangen Versäumnissen der österreichischen Obrigkeiten in Bezug auf gezielte Förderung um den Erhalt des Ungarntums unbegreiflich erscheint. War die Aufgabe der „spiculatores“ einst, die ungarische Grenze zu bewachen und zu verteidigen, so ist es heute an den Angehörigen der burgenländisch-ungarischen Volksgruppe, ihren sprachlichen Schatz und ihr ungarisches Erbe für künftige Generationen zu bewahren.

Aber was ist eigentlich das Ungarische? Das Magyarische? Nimmt man die Herkunft des ungarischen Volkes etwas genauer unter die Lupe, ist festzustellen, dass die Magyaren als ein aus zahlreichen Völkern und Stämmen zusammengewürfeltes Konglomerat aus Zentralasien nach Europa kamen. Bei der Landnahme im Karpatenbecken im Jahre 896

schlossen sieben Stammesfürsten den bedeutenden Blutsvertrag, womit der Grundstein für die Bildung eines zukünftigen ungarischen Staatsgebildes gelegt wurde. In der neuen europäischen Heimat arrangierte man sich wiederum mit den bereits hier ansässigen Völkern wie den Awaren, Slawen und vielen anderen. So gehörten die Vorfahren der Burgenland-Ungarn in der Oberen Wart den Székeln (székelyiek) an, jene im Raum Oberpullendorf den Petschenegen (besenyők).

---

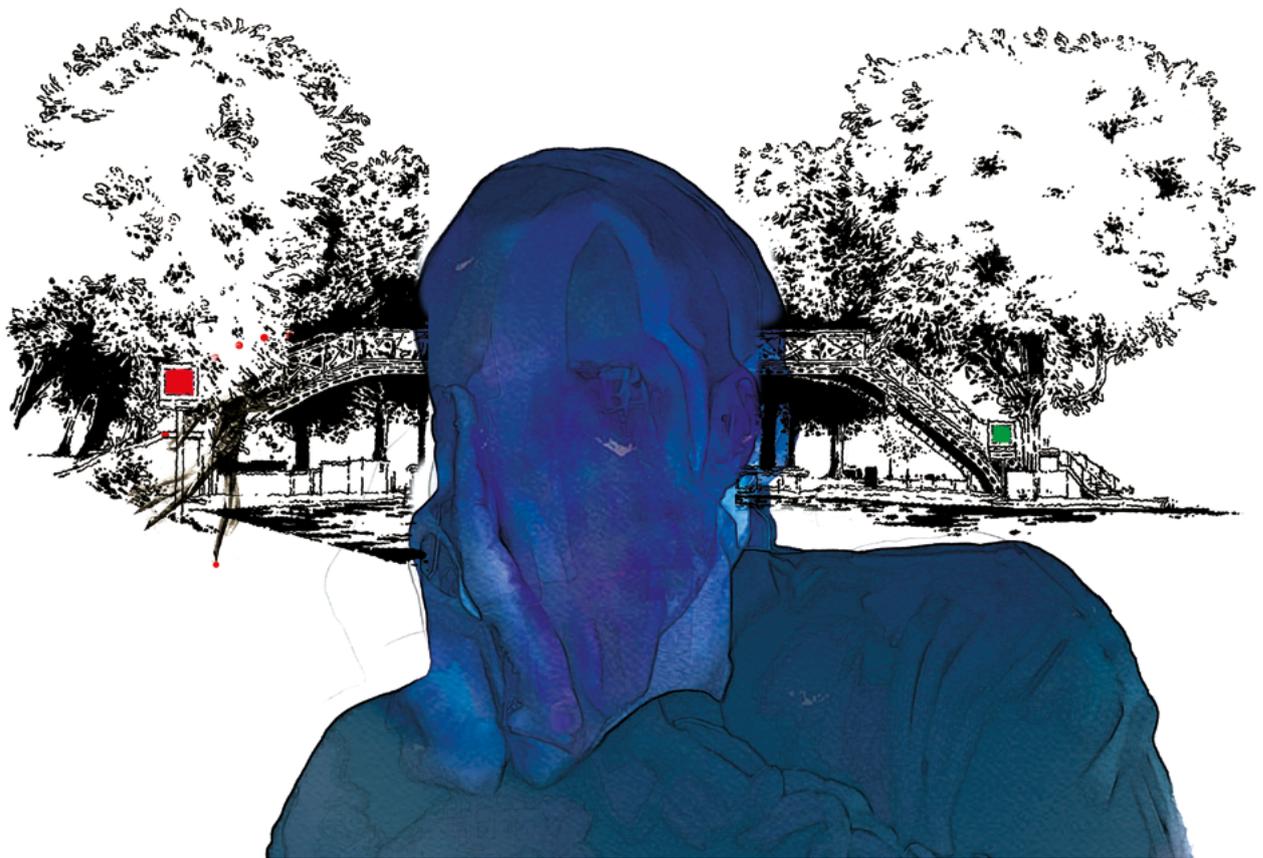
### Die Vorteile der Religionsfreiheit

---

Diese Vielgestaltigkeit innerhalb des ungarischen Volkes prägte sich im Burgenland auch im religiösen Leben aus. Die Reformationszeit bewirkte, dass sich nicht nur adelige Grundherrenfamilien wie etwa die Batthánys (vorübergehend) dem Protestantismus zuwandten, auch die Bewohner der kleinadeligen Grenzwächtersiedlungen verschrieben sich teils den Neuerungen in

der Kirche. Dem Druck der Gegenreformation standhaltend, ergab sich schließlich das charakteristische Bild unter den ungarischsprachigen Gemeinden, dass die Mehrheit der Ortsbevölkerung von Siget in der Wart (Órisziget) sich zu Lutheranern bekannten und Oberwart (Felsőőr) zum Zentrum des westungarischen Calvinismus wurde, während die beiden anderen ungarischen Gemeinden Unterwart (Alsóőr) und Oberpullendorf (Felsőpulya) der katholischen Kirche treu blieben.

Die Vorteile der Religionsfreiheit genossen jedoch nicht nur die Ungarn im Burgenland – im Gegensatz zum österreichischen Teil der k. u. k. Monarchie hatten die Bürger in der ungarischen Reichshälfte in Bezug auf ihre Religionszugehörigkeit mehr Autonomie. So ist es auch nicht verwunderlich, dass die deutschsprachigen, partiell evangelischen Einwohner von Sopron bei der Volksabstimmung 1921 mehrheitlich für den Verbleib bei Ungarn stimmten, mitunter auch deshalb, damit die ihnen bislang zugestandenen Freiheiten wie



die Ausübung ihres Glaubens auch weiterhin garantiert blieben. Und in der Mannigfaltigkeit der sprachlichen und religiösen Vielfalt im Burgenland bildeten natürlich auch die jüdischen Gemeinden einen wesentlichen Teil des Mosaiks. So waren sie als bedeutende Vertreter des heimischen Bürgertums ebenfalls Träger der ungarischen Sprache. Gerade aus ihren Reihen entsprangen namhafte Persönlichkeiten und Förderer in den Bereichen Kunst, Kultur und Wissenschaft.

Das Burgenland ist nun seit einem Jahrhundert Teil Österreichs. Was blieb von der althergebrachten Vielfalt? Die Steppenlandschaft des Seewinkels erinnert unbestritten an unser östliches Nachbarland, und im Tourismus lässt sich mit Csárdásmusik gewiss wirksam Werbung machen. So manchem klingt womöglich auch die im Burgenland häufig anzutreffende kroatische Tamburizamusik im Ohr. Aber darüber hinaus weiß man allgemein wenig über die Multiethnizität unserer Heimat. Die jüdische Identität

des Burgenlandes wurde vernichtet, und das Burgenland-Roman wird nur mehr von einer sehr kleinen Gemeinschaft bewahrt. Die Bemühungen im letzten Jahrhundert, um jeden Preis eine deutsche Identität für das Burgenland in den Vordergrund zu stellen, gingen auf Kosten der anderen heimischen Volksgruppensprachen.

---

### Was von der Mehrsprachigkeit überblieb

---

In der ersten Zeit nach dem Anschluss der westungarischen Gebiete an Österreich war es noch selbstverständlich, mehrere Sprachen zu sprechen. Vor 1921 lernten alle Burgenländer Ungarisch in der Schule, auch jene mit einer anderen Muttersprache – zugegeben nicht immer freiwillig. Und aus den Erzählungen meiner Familie weiß ich, dass unsere Vorfahren – obwohl bäuerlichen Standes und einfacher Herkunft – auch damals schon richtige Kosmopoliten waren. Meine ungarische Urgroßmutter trat im Alter von dreizehn Jahren ihre erste Arbeitsstelle als

Dienstmädchen bei einer jüdischen Familie an, wechselte danach mehrmals den Arbeitgeber und erlernte so die deutsche Sprache. Meine ungarischen Urgroßväter waren beide in Sarajevo beim Militär, um sich als Zimmermann ausbilden zu lassen. Mein kroatischer Urgroßvater absolvierte seine Lehre zum Maurer in Budapest. Mehrsprachigkeit war für sie alltäglich. Eben diese Vielfältigkeit war es, was eine durchschnittliche Person im pannonischen Raum ausmachte. Als Schmelztiegel von Nationen, Kulturen und Sprachen waren (und sind?) die Bewohner unserer Heimat wohl überdurchschnittlich tolerant und offen gegenüber anderen.

Aber mit der Eingliederung des neuen Bundeslandes in das bislang von den Habsburgern geprägte, deutschsprachige, katholische Österreich ging die Selbstverständlichkeit der Multilingualität und Multiidentität verloren. Gendarmerie und Behörden wurden von Österreich übernommen, die Mehrheit des ungarischsprachigen Bürgertums und der Beamten wanderten nach



Ungarn ab. Die wirtschaftlichen Verbindungen zu den in Ungarn verbliebenen Städten wurden nach und nach gekappt.

Die Neu-Österreicher standen zweifelsohne vor äußerst schwierigen Gegebenheiten. Egal welcher Nationalität angehörend, eine sichere Zukunft schien für alle ungewiss. Nicht wenige entschieden sich dazu, ihre Heimat zu verlassen – manche in Richtung Westen bis jenseits des Atlantischen Ozeans, andere wählten den ihnen bislang bekannten Heimatstaat. So bauten sich auch die Schwestern meines Großvaters ein Leben in den Vereinigten Staaten von Amerika auf, während sein Cousin beschloss, mit seiner Familie 1923 nach Budapest zu gehen, da er sich – obgleich er Kroat war – nicht mit der ihm aufgezwungenen Zugehörigkeit zu Österreich abfinden konnte. Die neue Grenze zwischen Österreich und Ungarn wurde vielerorts zur eklatanten Scheidelinie zwischen Familien und entzweite einen über ein Jahrtausend lang zusammengewachsenen Kulturraum.

## Überlebenskampf der Volksgruppen

Und wie steht es heute um das multikulturelle Geschehen im Burgenland? Welche Identitäten werden gelebt? Fragt man eine Person burgenland-ungarischer Abstammung nach ihrer Nationalität, so bekommt man mit hundertprozentiger Sicherheit als Antwort, dass er oder sie Österreicher/in ist. Schon meine Urgroßeltern, die noch zur Zeit der k. u. k. Monarchie aufwuchsen, hätten auf diese Frage geantwortet: *Idevalósi vagyok*. (Dt.: Ich bin jemand, der hierhergehört.) Die pannonische, burgenländische Seele konnte die Staatszugehörigkeit zu Österreich akzeptieren und verinnerlichen. Jedoch wage ich zu

behaupten, dass der über Jahrhunderte in sich aufgesogene Geist der Vielfalt die Burgenländerinnen und Burgenländer in ihrem Wesen von den Bürgerinnen und Bürgern der übrigen Bundesländer unterscheidet.

Noch sind wir uns unserer vielschichtigen Herkunft bewusst, denn durchleuchtet man unsere Familienstambäume, so wird uns die mannigfaltige Abstammung aufgezeigt: burgenland-roman, deutsch, jüdisch, kroatisch, ungarisch – und womöglich auch noch weitere Segmente. Aber im Alltag verblasst dieses Bild immer mehr. Wie lange wird es noch Personen mit der ausreichenden Portion Selbstbewusstsein geben, um als Vertreter der Volksgruppen der Kroaten, Roma oder Ungarn aufzutreten? Alle drei Volksgruppen kämpfen ums Überleben, immer weniger der jüngeren Generationen sprechen neben der dominanten Alltags- und Bildungssprache Deutsch auch noch die Sprache ihrer Vorfahren und leben bewusst auch die Familienidentität(en).

Die Burgenland-Ungarn sind gegenwärtig gegenüber den anderen Volksgruppen in der etwas vorteilhafteren Situation, die Sprache aufgrund der offenen Grenze und des stetigen Zuzuges ungarischsprachiger Familien nach Jahrzehnten der Abschottung nun präsent und nah vor der Haustüre zu haben. Ob dies aber reicht, um die Versäumnisse der letzten Jahrzehnte wettzumachen, wird erst die Zukunft zeigen. Die burgenland-ungarische Volksgruppe wurde nicht im Staatsvertrag erwähnt, und auch die Zuwendungen, die den Ungarn zugesprochen wurden, blieben weit hinter jenen, die beispielsweise slowenischen und kroatischen Verbänden gebilligt wurden. Grund für diese Ungleichheit ist gewiss auch die Tatsache, dass sich die heterogene Gruppe der Burgenland-Ungarn

erst 1968 so weit formierte, um ihren ersten Trägerverein zu gründen. Zu einer Zeit, als das ungarische Element im Burgenland schon vielerorts fast gänzlich ausgemerzt war. Verbannt aus der Öffentlichkeit dauerte es bis in die 1990er Jahre, dass man der ungarischen Sprache wieder einen kleinen, zugewiesenen Platz im Schulunterricht und in den öffentlichen Medien zugestand. Jedoch lernen burgenländische Schülerinnen und Schüler bis heute nichts über die Geschichte unserer Heimat vor dem Jahre 1921. So weit reicht die Weltoffenheit bei uns also doch nicht, dass man der ungarischen Vergangenheit auch hier einen Platz zugestehen würde. Denn da könnte man auch den Fakt behandeln, dass alle burgenländischen Orte neben ihrem deutschen Namen auch Entsprechungen in den anderen Volksgruppensprachen haben: eigentlich ein Zeugnis des Sprachenreichtums – oder noch immer eine beunruhigende Liederlichkeit für die politischen Entscheidungsträger des Eisenstädter Landtages in Kismarton / Tikni Marton / Željezno?

## Literaturverzeichnis

100 éve / Jahre Burgenland. Órség Nr. 62. Burgenländisch-Ungarischer Kulturverein. 2020. Downzuloaden unter <https://bukv.at> (Publikationen).

Gerhard Baumgartner: Sprachgruppen und Mehrsprachigkeit im Burgenland. Downzuloaden unter [www.erinnern.at](http://www.erinnern.at) (Themen → Sprachgruppen → allgemein).

László Somogyi: Die burgenländischen Magyaren. Oberschützen. 2000.

Béla Teleky: A magyar evangélikusság története Óriszigeten. Sziget. 1979.

<https://bukv.at>  
<https://hungarikum.at>  
[www.umiz.at](http://www.umiz.at)

Iris Zsótér, Direktorin am Zweisprachigen Bundesgymnasium Oberwart, Obmann-Stellvertreterin des Burgenländisch-Ungarischen Kulturvereins. Als Burgenland-Ungarin und Burgenland-Kroatin um den Erhalt der ethnischen Vielfalt bemüht und der volksgruppenübergreifenden Zusammenarbeit verschrieben.

# Gelebte Vielfalt oder Diversität als Zierde?

## Die Jubiläumsausstellung „Wir sind 100. Burgenland schreibt Geschichte“

**D**ie Aufarbeitung und Vermarktung von Landes- und Staatsjubiläen gehören ohne Zweifel zu den öffentlichkeitswirksamen Aufgaben der Regierenden: Reflexion über soundsoviele Jahre des eigenen Bestehens, PR in eigener Sache, zur Festigung und Verinnerlichung der eigenen Geschichte bzw. des vorherrschenden Geschichts-Narrativs oder auch zur Adjustierung desselben.

Im Jahr 2021 war nun endlich das jüngste Bundesland Österreichs, das Burgenland, mit seinen 100 Jahren an der Reihe. Da im Burgenland drei der sechs anerkannten autochthonen Volksgruppen Österreichs verortet sind, ist es vor allem aus der Perspektive dieser interessant, wie groß ihre Rolle in den offiziellen Feierlichkeiten waren.

Ausstellungen sind eine leicht zugängliche Form öffentlicher Reflexion. So wurde anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Burgenlandes im August 2021 die offizielle Jubiläumsausstellung in der Friedensburg Schläining eröffnet. Die hundertjährige Geschich-

te des Burgenlandes, Burgenländer\*innen und ihre Geschichte(n) und vor allem die Erfolgsgeschichte des einst ärmsten Bundeslandes sollten im Mittelpunkt stehen.

Eine grundlegende Frage, die in diesem Kontext gestellt werden muss, ist jene, wie etwas Abstraktes und damit de facto „Unausstellbares“ ausgestellt werden kann. Kann man Geschichte überhaupt ausstellen? Geschichte als Geschehen und naturalistisches Abbild ist nicht ausstellbar und widerspricht ihrer Komplexität.<sup>[1]</sup> Historische Exponate, Begleittexte und audiovisuelle Beiträge sind Bestandteile einer Erzählung, die von der Dramaturgie – im

Sinne eines räumlichen und zeitlichen Ablaufs zwischen einem Anfangs- und einem Endpunkt<sup>[2]</sup> – der Ausstellung erzeugt wird. Folglich muss die Frage gestellt werden, in welchem Kontext diese Exponate angeordnet werden und welche erzählerischen Qualitäten sie haben.

Wo stehen nun die Volksgruppen in der Dramaturgie der Jubiläumsausstellung? Meistens abseits, im *chambre séparée*. Die immerwährende Ambivalenz zwischen besonderer Berücksichtigung unter eigenem Scheinwerferlicht und Abgrenzung aus dem Gesamtkontext der burgenländischen Geschichte ist – wie so oft – allgegenwärtig. „Auch die kulturelle, sprachliche und religiöse Vielfalt findet in der Jubiläumsausstellung einen Platz“, ist auf der Ausstellungshomepage zu lesen. Ist dieser

<sup>[1]</sup> Vgl. Stephan Sensen: Geschichte ausstellen? Der Weg der Museen Burg Altena. In: Martina Padberg & Martin Schmidt (Hg.): Die Magie der Geschichte. Geschichtskultur und Museum. Bielefeld: transcript, 2010. S. 177.

<sup>[2]</sup> Vgl. Werner Hanak-Lettner: Die Ausstellung als Drama. Wie das Museum aus dem Theater entstand. Bielefeld: transcript, 2011. S. 13.

„eine Platz“ wörtlich zu verstehen? Ja und nein.

Im Zuge der Ankündigungen und Eröffnungsreden des Jubiläumsjahres war oft von „gelebter Vielfalt“ und „gelebter Mehrsprachigkeit“ die Rede. Während einerseits die Volksgruppen des Burgenlandes in offiziellen Feierlichkeiten wenig bis gar nicht präsent waren, wurde gleichzeitig ein Bild des Burgenlandes als Paradebeispiel eines funktionierenden mehrsprachigen Gebietes gezeichnet. Dieses burgenländische Paradoxon ist auch Teil der Jubiläumsausstellung. Es soll im Folgenden nicht darum gehen, aufzuzählen, was aus Perspektive der Volksgruppen alles nicht gezeigt wird. Im Fokus steht die Art und Weise, wie etwas gezeigt und welches Narrativ damit erzeugt wird.

Die Ausstellung ist in thematischen Blöcken angeordnet, die, beginnend mit dem Vertrag von St. Germain, einer gewissen Chronologie folgen. Gleich zu Beginn betont der erste Begleittext an der Wand die Anerkennung der Volksgruppen und die „heute breite gesellschaftliche Zustimmung“. Im ersten Raum sind alle 171 Gemeinden des Burgenlandes sichtbar, die Namen der Ortschaften mit zweisprachigen Ortstafeln sind – mit Ausnahmen – ebenso angeführt. Während die Besucher\*innen vertraute Ortsnamen innerhalb der runden, spiegelnden, goldenen Tafeln suchen, erklingen im Hintergrund fragmentarisch verschiedene Musikstücke – von der burgenländischen Landeshymne über Musik der Roma bis hin zu Klängen der kroatischen Volksgruppe. Die Musik scheint im Vergleich zu anderen Formaten aufgeschlossener zu sein; hier sind die Grenzen zwischen Mehrheit und Minderheit am flexibelsten. In der Musik wird die Vielfalt tatsächlich gelebt. So auch in der Vitrine mit Liederbüchern, in der Bücher der Roma, Heanzn, Ungarn, Juden und auch der Kroaten ausgestellt werden. Im Gegensatz dazu sind gegen Ende des Rundganges, wo das Thema Bildung im Fokus steht, ausschließlich deutschsprachige Schulbücher ausgestellt. Das mehrsprachige Bildungswesen findet in der Ausstellung wenig bis gar keinen Platz. Ob das daran liegt, dass Mehrsprachigkeit als

theoretisches Konzept funktioniert, ihre praktische Umsetzung aber Mängel aufweist, sei dahingestellt.

Im Raum „Gelebte Vielfalt“ werden alle Volksgruppen als solche thematisiert. Hier ist vor allem positiv hervorzuheben, dass die gezeigte Vielfalt nicht nur auf die autochthonen Volksgruppen reduziert ist. Auf dem Prüfstand der Vielfalt als Selbstverständlichkeit ist dieser Raum allerdings nicht ausreichend, denn es geht vor allem um Sichtbarkeit im Gesamtkonzept.

Auch wenn in der Sicht- und Hörbarkeit der Mehrsprachigkeit der gute Wille der Verantwortlichen punktuell erkennbar ist, ist man in der Ausführung offensichtlich über das doch fehlende Selbstverständnis der Vielfalt gestolpert.

Die Auswahl von Burgenländer\*innen, die in einem Raum auf verschiedenen Bildschirmen ihre Geschichte(n) erzählen, ist – sowohl die Altersgruppen als auch den kulturellen und sprachlichen Background betreffend – durchaus divers. Allerdings ist diese sprachliche Vielfalt in den aufgezeichneten Interviews nicht hörbar, sind die Erzählungen doch alle in deutscher Sprache mit englischer Untertitelung. Eine versäumte Gelegenheit, die Sprachen des Burgenlandes auch tatsächlich erklingen zu lassen. Das Argument, dass die Interviews nicht verstanden werden würden, gilt hier angesichts der Untertitelungsmöglichkeit nicht.

Sichtbar sind die Sprachen Burgenlands an den Wänden zwischen den Etagen: An großen Tafeln stehen als typisch burgenländisch geltende Begriffe, und zwar in allen Sprachen des Burgenlandes. Als Angehörige der kroatischen Volksgruppe muss ich mich aber über schwere Schreibfehler bei den kroatischen Begriffen beschweren, die leicht vermeidbar gewesen wären. Bei einer so großen Ausstellung mit entsprechender Vorlaufzeit dürfte so etwas nicht passieren, auch wenn es „nur“ um die Volksgruppensprachen geht.

Da die Volkgruppen in der Mehrheitsbevölkerung vor allem durch kulturelle Aktivitäten präsent sind,

ist der Ausstellungsbereich „Kultur braucht Raum“ besonders aufschlussreich. Es bestätigt sich erneut: In der Musik sind die Grenzen zwischen Minderheit und Mehrheit weniger starr. So sind hier sowohl Exponate der Gruppe „Bruji“ – der Gründer des Krowodnrock – als auch der Samer Band („Musik der Roma“) ausgestellt. In der „Literaturecke“ zeigt sich ein etwas anderes Bild. Unter Beispielen burgenländischer Literatur finden sich auch Werke von Autor\*innen aus den Volksgruppen (Anm.: Stefan Horvath und Ana Schoretits). Allerdings sind beide ausgestellten Exponate in deutscher Sprache. Das gezeichnete Bild ist eindeutig: Burgenländische Literatur ist nur deutschsprachige Literatur. Diese Schiefelage resultiert womöglich auch daraus, dass das Burgenland als einziges Bundesland über kein Literaturarchiv verfügt und somit über keine Institution, die sich dem Sammeln und Dokumentieren der regionalen Literatur widmet. Es mag eine utopische Vorstellung sein, dass ein Literaturarchiv zu einem breiteren Verständnis burgenländischer – mehrsprachiger – Literatur beitragen würde, andererseits wüsste man dann wenigstens, bei welcher Institution man sich konkret dafür einsetzen könnte.

Als positives Beispiel an der Jubiläumsausstellung sticht das Angebot an Audioguides hervor, die via QR-Code und Smartphone tatsächlich in allen Sprachen des Burgenlandes verfügbar sind. Sonst bestätigt sich leider das Bild, dass die Volksgruppensprachen plakativ verwendet werden, als Accessoires der Vielfalt, jedoch nie in ihrer Funktion zur Vermittlung von tatsächlichen Inhalten oder Informationen. Das Leitsystem und die Begleittexte der Ausstellung sind ausschließlich auf Deutsch und Englisch. Eine verpasste Möglichkeit, die Vielfalt und Mehrsprachigkeit des Burgenlandes tatsächlich als selbstverständlich zu etablieren. Vielleicht besteht eine Chance zur Verbesserung bei der Ausstellung zum 125. Jubiläum des Burgenlandes.

---

Lydia Novak, Studium der Theater, Film- und Medienwissenschaft, Vergleichenden Literaturwissenschaft und Austrian Studies in Wien. Schreibt und arbeitet mehrsprachig an, in und über Sprache, Kultur, Film und Theater.

## Kunst gegen Vorurteile

# Keine Ziele zu hoch, keine Schwierigkeiten zu groß

Skandalisierende Überschriften in den Medien, Schlagzeilen über Terrorismusverdacht und kriminelle Machenschaften, über Betrug und Raubüberfälle – die Protagonist:innen fast immer „tschetschenische Jugendliche“. Man stellt sich zwangsläufig die Frage, wer diese jungen Menschen sind und wie sie leben – umgeben von einem zweifelhaften Ruhm, der ihnen überallhin folgt, in die Schule, zur Arbeit oder auf die Straße.



Schreibwerkstatt – Haci trägt seinen Text vor.



Fotoworkshop mit der Fotografin Zoe Goldstein | Fotos: Soziale Initiative GmbH



Bei der Konzipierung des Projekts „Stimm\*Raum“ ging es Sabine Kerschbaum, Sozialarbeiterin aus Oberösterreich, darum, die Entstehung einer derartigen Diskrepanz zwischen ihren jahrelangen beruflichen Erfahrungen mit Jugendlichen tschetschenischer Herkunft und ihrem Image in der Öffentlichkeit zu verstehen. So entstand die Idee eines Kunstprojektes – junge Menschen mit einer hierzulande als „fremd“ geltenden Kultur sollten sich mittels Wort und Bild ausdrücken und präsentieren. Denn „nur durch positive Bilder, die von den Jugendlichen tschetschenischer Herkunft selbst erzeugt werden, kann ein Gegennarrativ geschaffen werden“, ist sich Sabine Kerschbaum, Initiatorin und Leiterin des Projektes, sicher.

Eine Schreibwerkstatt, eine Reihe von Fotografie-Workshops und ein Sprech- und Stimmtraining wurden konzipiert. Erfahrene Trainer:innen und Multiplika-

tor:innen aus der tschetschenischen Community begleiteten das Projekt. In einer Reihe von aufeinander aufbauenden Workshops bekamen die Teilnehmer:innen Raum zum kreativen Austoben und Ausprobieren von verschiedenen Ausdrucksformen. Aber nicht nur das, sie bekamen auch Raum, um sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen – der Geschichte der Flucht, des Ankommens oder eben Nicht-Ankommen-Könnens, der Barrieren und Grenzen, der Diskriminierungen und Träume, der Angst und der Befreiung von der Angst.

Eine intensive Aufarbeitung der Lebensgeschichte, zumal wenn sie Krieg, Verluste und Flucht beinhaltet, kann schmerzhaft sein. Sie reißt alte Wunden auf, das Verdrängte wird auf einmal präsent. Deswegen wurde das Projekt neben Traineerinnen auch von einer Psychotherapeutin begleitet.

Siebzehn Mädchen und Burschen nahmen am Projekt „Stimm\*Raum“ teil. Vier Monate lang trafen sie sich wöchentlich im Linzer Büro der Sozialen Initiative GmbH, die das Projekt ins Leben gerufen hatte. Sie schrieben und fotografierten, diskutierten und reflektierten.

Die Geschichten, die im Rahmen des Projektes entstanden, sind vielfältig. Sie handeln von Liebe und Freundschaft, von Sehnsucht und Zuversicht, von Femiziden und Maulbeeren. Es sind mal lustige, mal traurige Geschichten, anmutig, melancholisch, manchmal auch skurril. Aber nicht anklagend oder wehleidig.

„Am Anfang der Geschichte hat man vielleicht geglaubt, meine Welt sei sehr düster. Ganz im Gegenteil. Erfahrungen, die man im Spektrum-Extrem macht, bringen dich auf die andere Seite. Und von hier aus betrachtet sind keine Ziele zu hoch und keine Schwierigkeiten zu groß“, schreibt Malika, eine der jungen Autor:innen

in ihrem Essay „Stimmlos“. Vielfältig sind auch die entstandenen Fotos – expressiv und leise, subtil und aufdringlich, bunt und schwarzweiß. Eben unterschiedlich. Unter dem Titel „Daheim“ haben die Jugendlichen Momente, Menschen und Gegenstände eingefangen, die für sie ein Zuhause bedeuten.

Ein Teil der Geschichten und Fotos, die im „Stimm\*Raum“ entstanden, wurden im März in einer zweisprachigen Publikation (Tschetschenisch und Deutsch) veröffentlicht. Nach einer Vernissage und Lesung im Kunstmuseum Lentos werden die Werke der Jugendlichen mit tschetschenischen Wurzeln in einer Wanderausstellung in verschiedenen Städten gezeigt, ihre Texte bei Lesungen einem breiten Publikum vorgestellt. —

Maynat Kurbanova, ist Journalistin und Autorin aus Tschetschenien. Sie lebt in Wien und arbeitet an verschiedenen Projekten mit Frauen und Jugendlichen.



## Inncontro 2021 – Internationales Filmfestival der Vielheit

# Die Frage nach dem weißen Blick

Das Inncontro-Filmfestival setzte sich in seinem vierten Jahr kritisch mit dem Dokumentarfilm auseinander, der im Kontext von Migration oftmals der Gefahr aufsitzt, einen eurozentrischen Blick auf seine Sujets zu werfen, gleichzeitig aber auch das Potenzial besitzt, minorisierte Realitäten sichtbar zu machen und Widerstände abzubilden. So waren Grenzen des Dokumentarfilms, der „weiße Blick“, Kritik an Migrationsregimen sowie migrantische Selbstermächtigung die Hauptthemen des Festivals.

Der Film „On the Bride’s Side“ (2014) handelt von fünf Kriegsgeflüchteten auf ihrem Weg von Italien nach Schweden. Ihren Fluchtweg sollen sie aber nicht

allein meistern: Gabriele Del Grande, Co-Regisseur, und das gesamte Filmteam begleiten sie – ja, organisieren die Reise sogar. Getarnt als Hochzeitsgesellschaft rei-

sen sie über den Landweg nach Schweden, um die Überquerung der Grenzen zu erleichtern und mögliche Polizeikontrollen zu vermeiden. Die Motivation

hinter dem Plan: „Wer würde schon ein zukünftiges Ehepaar und seine Gäste aufhalten?“ – eine ausgeklügelte und vor allem mutige Idee.

Seit 2020 lädt das **Inncontro-Filmfestival** Journalist:innen oder Aktivist:innen ein, das Festival zu begleiten und aus unabhängiger Perspektive ihre Kritikpunkte und Erfahrungen in einem Text festzuhalten.

[www.inncontro.com](http://www.inncontro.com)

Doch wie verhält es sich mit den Machtverhältnissen beim Filmdreh? Könnte ein weißer Journalist die Situation der geflüchteten Menschen ausgenutzt und sie dabei in Gefahr gebracht haben, um sein filmisches Projekt zu realisieren? Dazu Del Grande: „Hätte die Polizei uns aufgehalten, hätten wir (Anm. italienische Staatsbürger:innen) ein Problem, nicht die geflüchteten Menschen. Sie müssten zurück nach Italien, aber wir könnten mit einer Haftstrafe für Schlepperei rechnen.“ Der Film sei eine Geschichte über die mediterrane Freundschaft, in der die Geflüchteten nicht als Opfer, sondern als Helden porträtiert werden, so der Co-Regisseur.

Fragen rund um den „weißen Blick“ stellen sich in Mala Reinhardts Film „Der zweite Anschlag“ nicht. Ganz im Gegenteil: Als PoC-Künstlerin war ihre Migrationsbiografie sehr hilfreich, um ein ehrliches Vertrauen zu den Protagonist:innen, Betroffene von rassistischer Gewalt,



Fotos: Alena Klingner

aufzubauen. Diese hätten in Interviews mit weißen deutschen Journalist:innen vor allem negative Erfahrungen gemacht.

Als „Gastarbeiterkind“, das selbst immer wieder rassistischen Angriffen ausgesetzt gewesen war, berührte mich dieser Film besonders. Die Erzählungen waren so ergreifend, dass ich mir stellenweise die Tränen nicht verkneifen konnte. Der Film bietet den Narrativen der Hinterbliebenen von Opfern rassistischer Morde eine faire

Plattform und artikuliert pointiert die Geschehnisse und ihre Konsequenzen sowie das Versagen der deutschen Republik im Kontext der Erinnerungskultur.

Auch „From here“ (2020) stellt die Erfahrungen von Betroffenen von Rassismus in den Mittelpunkt. Der Film wirft Fragen rund um Zugehörigkeit(en) und menschenfeindliche Migrationspolitik auf. Dabei wirkt er stellenweise künstlerisch, gar poetisch, etwa wenn Künstler und Aktivist Akim Nguyen über Heimatgefühle reflektiert, „This wanderlust is the negation of home“ (dt.: Diese Wanderlust ist die Verneinung eines Zuhauses), und ausdrückt, dass der Aktivismus ein existenzielles Bedürfnis für ihn ist.

Das Infragestellen von Grenzen, Nationalismen sowie beschränkter Bewegungsfreiheit aus verschiedenen Perspektiven zog sich durch das gesamte Festival. Alles in allem war es eine Festivalwoche, die den Themen Widerstand und Aktivismus ihre verdiente Aufmerksamkeit schenkte und damit verbunden Raum für Austausch über eine faire Zukunft des Dokumentarfilms bot. ■■■■

Çağla Bulut ist freie Journalistin und fokussiert in ihrer Arbeit auf Menschenrechte, insbesondere Frauenrechte, Rassismus und Kultur. Aktuell produziert sie einen Dokumentarfilm, der sich der Identifikationsfrage postmigrantischer Frauen in Tirol widmet.

<sup>111</sup> „Der weiße Blick“, abgeleitet aus dem Englischen "white gaze", wurde von der afroamerikanischen Autorin Toni Morrison geprägt und weist auf den Missstand hin, dass Literatur, unabhängig davon, ob sie von weißen oder Schwarzen Autor:innen verfasst wurde, primär für eine weiße Leser:innenschaft und ihre Lebensrealität geschaffen wird. D. h., dass die weiße Perspektive die Norm bildet und nicht-weißen Perspektiven überlegen ist. Der Begriff macht heute weit über den Literatur-Bereich hinaus auf die Problematik des eurozentrischen/kolonialistischen Blicks aufmerksam.

## Verbunden mit der Initiative Minderheiten

Seit Beginn unseres Jubiläumsjahres 2021 fragen wir Weggefährt:innen der Initiative Minderheiten nach den wichtigsten (minderheiten)politischen Errungenschaften der vergangenen 30 Jahre – und was sie heute am meisten beschäftigt. Angesichts der großen Zahl von Menschen, die auf unsere Bitte eingegangen sind, führen wir die Serie auch im neuen Jahr fort. Ein Rückblick, was durch minderheitenpolitische Kämpfe erreicht werden konnte, und ein Ausblick auf das, was noch aussteht. Neben den Antworten haben uns die Interviewpartner:innen dankenswerterweise auch jeweils ein Foto aus den 1990er Jahren zur Verfügung gestellt.

### 30 Jahre Verlässlichkeit im Kampf gegen Hass und Xenophobie

Die Zeit Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre war von rechtsextremen Entwicklungen in Europa dominiert. Im September 1991 kam es in Hoyerswerda in Deutschland zu rassistischen Ausschreitungen, bei denen vor den Augen der Polizei Wohnheime von Asylbewerber\*innen angezündet wurden. Bei Brandanschlägen in Mölln (1992) und Solingen (1993) auf Wohnhäuser von türkeistämmigen Migrant\*innen kamen insgesamt acht Frauen und Kinder ums Leben. Ich war zu diesem Zeitpunkt seit über einem Jahrzehnt in Österreich und lebte in Vorarlberg. Wir demonstrierten



Senol Grasl-Akkilic, Politikwissenschaftler, gehörte von 2010 bis 2015 dem Wiener Gemeinderat an und ist Mitherausgeber des Sammelbands „Aspekte der österreichischen Migrationsgeschichte“.

auf den Straßen von Bregenz, Dornbirn und Feldkirch für Gleichberechtigung von Migrant\*innen und waren mit den erschreckenden Taten der Neonazis noch nicht direkt konfrontiert.

Gelegen am Dreiländereck zwischen Deutschland, der Schweiz und Österreich war Vorarlberg ein Treffpunkt für Neonazis aus diesen Ländern. Sie trafen sich in größeren Gruppen vor allem am Bregenzer oder Dornbirner Bahnhof. Ihre physischen Angriffe auf Personen der autonomen Szene sowie auf als Migrant\*innen erkennbare Menschen hatten sich gehäuft. Angst, dass wir ebenfalls Opfer von Angriffen werden könnten, machte sich breit.

Es war im November 1992, als wir den brandgefährlichen Hass aus der rechtsextremen Ecke am eigenen Leib zu spüren bekamen. Meine damals hochschwangere Frau und ich wollten am Dornbirner Bahnhof Freund\*innen abholen, die mit dem Spätzug aus Wien kamen. Als wir gegen 23 Uhr vor dem Bahnhof parkten, lag bereits etwas Ungutes in der Luft. Von der Bushaltestelle am Bahnhofsbereich hörte man lautes Gegröle. In der Zwischenzeit waren unsere Freund\*innen angekommen. Als wir bemerkten, dass eine Gruppe von Männern auf einen jungen Mann einschlug, intervenierten wir verbal und forderten sie auf, ihn in Ruhe zu lassen. Damit gerieten wir ins Visier der Neonazis. Sie eilten, die rechten Arme zum Hitlergruß gereckt, auf uns zu und brüllten: „Ausländer raus!“

Wir versuchten uns zu wehren und konterten mit „Nazis, lasst uns in Ruhe!“ Inzwischen waren wir von über zwanzig Männern umzingelt. Ich war sehr besorgt wegen meiner schwangeren Frau, die sich sehr tapfer verhielt. Nach kurzem Handgemenge beschlossen wir, uns zurückzuziehen und es gelang uns auch, ins Auto einzusteigen. Unter „Ausländer raus“-Geschrei verließen wir den Bahnhof.

Das war ein deprimierendes Erlebnis, ein tiefer Schlag in die Magengrube. Zwar waren wir als Zugewanderte in unseren Vereinen organisiert und wussten, wie wir die rechtsextreme Gefahr politisch thematisieren sollten, doch war es uns klar, dass wir allein nicht viel weiterkommen würden. Es musste eine Brücke zu einer der bestehenden politischen Parteien hergestellt werden. Es brauchte gemeinsame Anstrengung.

In dieser Zeit machten sich die Grünen für die Menschenrechte stark. Tereziya Stoisits, damals grüne Abgeordnete zum Nationalrat, war eine der lautesten Stimmen, die sich für Zugewanderte und für ein menschenwürdiges Leben einsetzten. Sie war hörbar, energisch und hartnäckig in ihren Forderungen. Das imponierte mir sehr. Dazu kam, dass sie der autochthonen Minderheit der Burgenland-Kroat\*innen angehörte. Gekonnt vernetzte Tereziya die „alten“ Minderheiten mit den Zugewanderten und stellte somit eine wichtige Brücke her. Auch ich wollte eine Brücke zwischen Migrant\*innen und der österreichischen Gesellschaft werden – ein Grund für meine spätere Kandidatur bei den Grünen.

Als ich 1995 nach Wien zurückkehrte, erfuhr ich von der Initiative Minderheiten, die eine ähnliche Agenda verfolgte wie Tereziya Stoisits. Die Zeitschrift „Stimme“ wurde für mich ab diesem Zeitpunkt zur Pflichtlektüre. Dass sich die Initiative Minderheiten unter der Geschäftsführung von Cornelia Kogoj als Plattform auch für zugewanderte Menschen öffnete und im Jahre 2003 die Trägerschaft für die Gastarbeiteri-Ausstellung im Wien Museum übernahm, stärkte meine Bindung zur Initiative noch mehr.

Ich danke euch für die dreißigjährige erfolgreiche Arbeit und drücke meine Verbundenheit mit euch aus.



### Was mich politisch am meisten geprägt hat

Die Zeit der gemeinsamen Kämpfe um 2000 hat mich politisch wohl am meisten geprägt. Das war auch die Zeit, in der ich die Initiative Minderheiten kennenlernte. In unmittelbarer Reaktion auf die Nationalratswahlen vom 24. Oktober 1999, bei denen die FPÖ 27 Prozent der Stimmen erhielt, hatten wir *gettoattack* gemeinsam gegründet. Als sich Anfang 2000 die schwarz-blaue Koalition anbahnte, demonstrierten wir erst jeden Tag, dann jeden Donnerstag. Gemeinsam organisierten wir antirassistische Wahlkampagnen wie die „Wiener Wahlpartie“, planten Ausstellungen. Ich lernte in diesen Jahren in harten Auseinandersetzungen mit vielen Mitstreiter:innen, eine antirassistische Position zu formulieren, zu vertreten und sie mit anderen Fragen und Kämpfen zu verbinden.

### Was mich heute beschäftigt

Heute stellen sich mir viele Fragen weiterhin: Wie können wir in Verhältnissen zusammen handeln, in denen wir uns zunehmend isoliert und gegeneinander ausgespielt vorfinden? Was ist eine Konvergenz von Kämpfen für Freiheit, Gleichheit und Solidarität in dieser neoliberalen, sich vielerorts faschisierenden Welt? Welchen Konflikten müssen wir uns stellen, welche Konflikte und welche Eitelkeiten können wir auch mal hinter uns lassen?

### Was ich der Initiative Minderheiten wünsche

Ich möchte euch zuallererst gratulieren. Ihr seid ein Beispiel für eine politische Ausdauer, die sich weder von Marginalisierung noch von aktivistischen Moden beeindrucken lässt. Happy Birthday! ★



**Nora Sternfeld**, Kunst- und Kulturwissenschaftlerin, Kuratorin und Hochschullehrerin, ist Mitbegründerin des Kunstvermittlungsbüros trafo.K.

### Minderheitenpolitische Errungenschaften

Ich freue mich über die Ehe für alle – endlich! –, Gender-Mainstreaming und Gender-Budgeting, Anerkennung der Roma als Volksgruppe, Gesetze für bessere Barrierefreiheit, Zulassung privater und freier Radios und Fernsehsender. Ich habe es 2007 super gefunden, dass ich schon mit 16 Jahren wählen durfte. Junge Menschen sind sehr wohl in der Lage, politisch mitzubestimmen. Die Regierungsentscheidungen betreffen alle im Land lebenden Menschen.

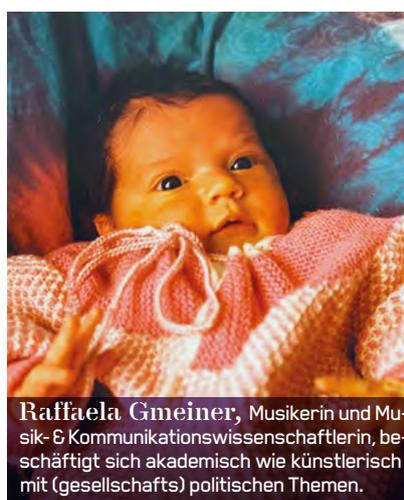
### Was mich heute beschäftigt

Ich mache mir zurzeit viel Sorgen um Femizide und überlege, was ich persönlich beitragen kann, um Frauen in Gewaltbeziehungen zu helfen. Was mich auch immer beschäftigt wird, sind FLINT-Themen, da ich im Alltag immer wieder mit Sexismus konfrontiert bin. Und ich verarbeite Themen wie Klimawandel und Kapitalismuskritik in meinen musikalischen Werken.

In letzter Zeit habe ich viel über die Stigmatisierung und Tabuisierung von Krankheiten in unserer Gesellschaft nachgedacht. Betroffene fühlen sich stigmatisiert und trauen sich nicht, offen über ihren Zustand zu sprechen.

### Was ich der Initiative Minderheiten wünsche

Ich finde die Persönlichkeiten, die für die Initiative Minderheiten arbeiten, sehr inspirierend und bewundere das Engagement, das kompetente Wissen und die Ausdauer. Ich gratuliere zum 30. Geburtstag und hoffe, dass die Organisation noch viele, viele weitere Jahre so wertvolle Arbeit verrichtet. Danke! ★



**Raffaella Gmeiner**, Musikerin und Musik- & Kommunikationswissenschaftlerin, beschäftigt sich akademisch wie künstlerisch mit (gesellschafts) politischen Themen.

### Minderheitenpolitische Errungenschaften

Von der Abschaffung des Vereins- und Werbeverbots für Homosexuelle 1996 bis zur Ehe für gleichgeschlechtliche Paare war es ein langer Weg, ebenso zur Anerkennung von Intergeschlechtlichkeit als Geschlecht. Vor allem hat sich die gesellschaftliche Wahrnehmung von LGBTIQ+ nachhaltig und positiv verändert. Selbst Initiativen gegen Homophobie im Sport sind nicht mehr tabu.

Der rassistische Diskurs hingegen scheint heute konsolidierter denn je – Anti-Schwarzer Rassismus, Antisemitismus, Antiziganismus und Islamophobie sind Teil des Alltags vieler Menschen in Österreich. Vom strukturellen Rassismus ganz zu schweigen. Ein automatisches Staatsbürgerschaftsrecht für in Österreich Geborene fehlt, die Migrationsdebatte wird als Sicherheitsdebatte geführt, alle Menschen mit einer Migrationsgeschichte aus dem Nahen und Mittleren Osten stehen unter Generalverdacht von Terrorismus und Gewalt (gegen Frauen), bis heute gibt es keine Entschuldigung für die kollektive Kriminalisierung von Schwarzen Menschen als Drogendealer.

Aber es gibt heute in Österreich auch die Black-Lives-Matter-Bewegung, die Selbstermächtigung von Muslim:innen, eine starke Roma-Bewegung, die Zurückweisung der Opferthese, ein Gesetz zur Rückgabe von staatlichen Kunstwerken, die in der Zeit des Nationalsozialismus gestohlen wurden. Die Kämpfe der diversen Communitys haben Österreich nachhaltig verändert. Dass die Frage von Identität mit all ihren Fallstricken überhaupt diskutiert wird, ist enorm bedeutsam und hilft, die Homogenität des Landes zu hinterfragen. ★



**Michael Fanizadeh** ist Referent am Vienna Institute for Int. Dialogue and Cooperation – VIDC, zuständig für Migration & Entwicklung, Menschenrechte und Antidiskriminierung.

# „Meine Kunst wurde zu meinem Protest“

## The Art of Revolution – Kunst als politisches Medium

Es ist 2019. Dank der unermüdlichen Bestrebungen der sudanesischen Diaspora trendet Sudan auf Social Media. Aus Solidarität veröffentlicht die kuwaitisch-palästinensische Künstlerin Heba aka *@fathom\_the\_road* einige Zeichnungen auf ihrem Instagram-Account, die auf die Lage aufmerksam machen sollen. Sie ahnt nicht, dass zwei der Zeichnungen, auf denen Frauen mit Symbolen der Revolution zu sehen sind, bald viral gehen würden. Auch bei Protesten in Wien findet sich ihr Bild einer Frau in sudanesischem *Thob* und Flagge wieder – Kunst, die Grenzen überwindet und Proteste befeuert.

Für die Sendung „The Art of Revolution“ hat **Radio Stimme** nicht nur Heba gefragt, was es bedeutet, politische Kunst zu machen, um sich Gehör zu verschaffen, sondern auch mit zwei in Wien lebenden palästinensischen Künstlern – Asifeh und Firas Shehadeh – gesprochen.

### Grenzenlos

Angeregt durch die Proteste der sudanesischen Bevölkerung und Diaspora sowie den großen Erfolg ihrer ersten politisch motivierten Zeichnungen verbindet Heba ihre Kunst immer häufiger mit prägnanten Botschaften sowie Erläuterungen in den Captions. So schafft sie ein politisches Medium, das über Social Media schnell Aufmerksamkeit erregen



@Heba aka @fathom\_the\_road

Als Heba das Bild in der Instagram-Story von Ariana Grande sieht, kann sie es im ersten Moment kaum glauben: Das Motiv, das sie mit wenigen Strichen skizziert hat, um auf die Proteste der sudanesischen Bevölkerung gegen die Militärregierung aufmerksam zu machen, erreicht plötzlich hunderttausende Menschen. Es wird nicht nur von Prominenten geteilt, sondern findet in den nächsten Monaten seinen Weg auf Plakate und Poster der Protestierenden, die weltweit für Solidarität mit dem Sudan auf die Straße gehen.

und geteilt werden kann. Im Gespräch mit Radio Stimme beschreibt sie, welche Wirkung ihre Kunst plötzlich erzielte: „The artwork just moved across the internet and people started using it as their profile picture [...] they started to print them and use them in their protests, it was picked up by several

magazines and news websites abroad. I felt like I was part of a movement without even leaving my country.“

Dabei verzichtet Heba weitestgehend auf schockierende Darstellungen, wie sie häufig in Medien zur Untermauerung von humanitären Krisen, Unterdrückung und Protestbewegungen heran-

gezogen werden. Stattdessen nutzt sie empowernde Bilder, die den Betrachtenden einen Zugang zu den betroffenen Menschen auf Augenhöhe erlauben. Anstatt sie abzustößeln, möchte Heba die Menschen selbst zum Handeln anregen. „Now I am what some people have called a humanitarian artist, I paint and sketch to bring awareness to things that are going on.“ Der Begriff „humanitarian artist“ stand bei einer UN-Konferenz zum Thema Kunst auf ihrem Namensschild, seither verwendet sie ihn zur Selbstbezeichnung.

In Social Media sieht die Künstlerin das Potential, sich über Grenzen hinweg vernetzen und Bewegungen bilden zu können, die in der Lage sind, Proteste bzw. Solidarität auch außerhalb der betroffenen Regionen und Gruppen anzuregen. „We no longer wait for headlines to tell us what’s going on in the world, we might not be on the ground, but we can connect to the people on the ground. Because of that, the artwork moves. I feel it’s necessary because it brings across the message in a different way“, sagt Heba. Im Bemühen, ihre Kunst politisch zu nutzen, bezieht sich die Künstlerin auf die US-amerikanische Musikerin und Bürgerrechtsaktivistin Nina Simone und sieht ihre Aufgabe darin, als Künstlerin Zeitgeschehnisse zu reflektieren und aus der eigenen Perspektive aufzugreifen.

## Politische Identitäten

Auch wenn erst die Proteste im Sudan den Auslöser für Heba bildeten, politische Botschaften in ihre Kunst einfließen zu lassen, beschreibt sie ihre Existenz an sich als politisch: „Being born half palestinian makes my identity political just because I exist.“ Erst später habe sie realisiert, dass sie durch ihr Handeln und nicht zuletzt durch ihre Kunst selbst auch politischen Einfluss ausüben kann. Ihre Kunst wurde zum Protest.

Die Künstler und Musiker Asifeh und Firas Shehadeh sprechen ebenfalls von ihrer Identität als Ausgangspunkt, ihre Kunst als politisches Medium zu nutzen. Kunst bzw. Musik verstehen die beiden in Wien lebenden Palästinenser als ihren persönlichen Beitrag zu einer größeren Bewegung, in ihrem Fall anti-koloniale Bestrebungen. Musik beschreiben sie als Medium und Werkzeug, um ihre Lebensrealitäten und die anderer Palästinenser\*innen „on the ground“ beschreiben, reflektieren und vermitteln zu können.

Alle drei Künstler\*innen sind sich einig: Selbst wenn

sie ihre politische Positionierungen nicht explizit in ihrer Kunst verarbeiten, fließen ihre politischen Identitäten immer auch auf die eine oder Art in ihr Schaffen ein. Asifeh und Firas fassen es so zusammen: „Without doing politics, you are doing politics. It's not something you can escape or remove, it's there anyways.“

## Die Macht der Kunst

Heba muss nicht lange überlegen, um die Frage nach der Wirkungsmacht von Kunst zu beantworten: „I create it because I feel it, and I create it because I want to support the people who are oppressed or going through conflict. But the people give it its power.“ Doch als politische Künstlerin auf Social Media erfährt Heba nicht nur, welche Macht in der globalen Vernetzung liegt, sondern auch, wie tief die Strukturen, die sie kritisiert, dort wirksam werden. Je expliziter sie sich politisch zu äußern begann, desto mehr betraf sie das Phänomen des *shadow-banning*, eine Form der Online-Zensur, bei der Inhalte auf Instagram schlicht niemandem mehr angezeigt werden. Gleichzeitig füllten sich ihre privaten wie

öffentlichen Chatspalten mit wütenden Kommentaren. Zu sehen, welchen Einfluss ihre Kunst haben kann, motiviert Heba jedoch, weiterzumachen.

Während Heba's Kunst davon lebt, gesehen zu werden, geht es Asifeh und Firas Shehadeh darum, dass ihre Botschaften und Lebensrealitäten gehört werden. Im Gespräch mit Radio Stimme formuliert Asifeh es so: „Listen to what I'm trying to say, this is what we're going through, this is how we feel, and nobody knows it better than us.“ Im nächsten Atemzug benennt er auch gleich seine Hoffnung für seine Musik: „I want people to listen, I'm sure it will inspire people and have more people thinking.“ Firas Shehadeh ergänzt, indem er sich auf den Theoretiker Edward Said bezieht: „The whole question is, who's talking about who, and why. In knowledge-production there is a power structure, and this power is usually used to oppress people, and mostly they are represented by a different institution.“

Egal welche Sinne durch die verschiedenen Kunstformen angesprochen werden, das Ziel ist ein ähnliches. Beide Medien schaffen Räume, in

denen oftmals marginalisierte Körper und Stimmen gesehen und gehört werden können; Räume, in denen die Kunstschaffenden ihre Geschichten aus eigener Perspektive erzählen und zugänglich machen, um so fremden und aufgezwungenen Narrativen die eigene Lebensrealität entgegenzusetzen. Ob bildende Kunst oder Musik dabei explizit als „Protest“ gelabelt werden, ist zweitrangig. Sowohl für Heba als auch für Asifeh und Firas Shehadeh dient das jeweilige Medium neben dem künstlerischen Aspekt schlicht auch als Werkzeug, um gehört und gesehen zu werden. Gerade auch durch ihre politischen Identitäten als Palästinenser\*innen erobern sie sich die Macht zurück, die eigene Geschichte selbst erzählen und repräsentieren zu können. Ein Recht, das politisch Marginalisierten in Mainstream-Medien zumeist abgesprungen wird, wenn ihre Geschichten denn überhaupt dort Eingang finden. Kunst und Musik haben die Macht, Menschen auf emotionaler Ebene anzusprechen. Und diese Macht machen sich die drei Künstler\*innen zunutze, um Unterdrückung dort sichtbar und hörbar zu machen, wo sie ihnen begegnet. —

Die Sendung „The Art of Revolution“ wurde am 30. Jänner 2022 auf Radio Orange ausgestrahlt und ist im Sendungsarchiv unter [www.radiostimme.at](http://www.radiostimme.at) abrufbar.

Lilian Häge ist Redakteur\*in bei Radio Stimme.



das politische magazin  
abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

[www.radiostimme.at](http://www.radiostimme.at)

Wien	Orange 94.0
Innsbruck	FREIRAD
Graz	Radio Helsinki
Kärnten / Koroška	Radio AGORA
Bludenz	Radio Proton
Salzburg	Radiofabrik
Linz	Radio FRO
Salzkammergut	Freies Radio Salzkammergut
Kremstal	Freies Radio B138
Oberpullendorf	Radio OP



## Sich lustvoll und widerständig verstricken

Wann habe ich zuletzt gestrickt?“, überlege ich, als Katerina Schins Buch „Die Nadeln des Aufstands“ bei mir zur Besprechung landet. Februar 2009, Wien, Pramergasse 7, ich weiß es genau.

Meine Oma lag im Sterben und hatte die Augen geschlossen, wenn ich bei ihr saß. Die Stricknadeln, die schwarze und die weiße Wolle, waren meine Begleiterinnen, sie stützten und trösteten mich. Ich strickte, um mich abzugrenzen. Ich strickte aber auch, um diese Situation in Erinnerung zu behalten, durch das Machen und später Tragen der Handschuhe, wenn meine Oma längst nicht mehr leben und ich sie vermissen wrdede. Einmal öffnete sie ihre Augen, sah erst mich und dann das Strickzeug missbilligend an. Schnell steckte ich es weg. Die Erinnerung an sie und ihre letzten Tage, die Hilflosigkeit angesichts des Todes eines geliebten Menschen sind im Gestrickten aufgehoben.

Schins schmales Buch beschäftigt sich mit dem Stricken aus vielerlei Perspektive, wann wer es tut, was es ihr und ihm

bedeutet, wie es in welcher Zeit und Gesellschaft interpretiert wurde oder wird. Nachforschend verbindet sie Persönliches mit Politischem, versammelt liebevoll Erinnerungen an Familie, Nachbarinnen und Kolleginnen, verortet und kontextualisiert sorgfältig. Sie taucht ein in die Bilder strickender Frauen und in die mehrdeutigen, dominanten, marginalen, konservativen, emanzipatorischen Konnotationen, die diese Bilder aufrufen.

Das Gemälde einer Frau im Garten, der ihr Verehrer gegenbersitzt. Nach vorne gebeugt, sein Begehren unverhohlen, starrt er auf die Hkelnde, während sie auf ihre Handarbeit konzentriert ist. Das Hkeln als Motiv, um in Ruhe gelassen zu werden, als legitime Grenze, den begehrliehen Blick abweisend oder ihn zumindest aufschiebend. 1888.

In England. Eine Frau und ein Mann, weiß, aus grosbrgerlichem Hause.

Während des Studiums in Griechenland hält Schin an ihrer Leidenschaft fest. Der feministischen Abneigung der Kommilitoninnen zum Trotz strickt sie an gegen das Bild der handarbeitenden Hausfrau als Ausdruck von Unterdrückung im patriarchalen Weltmuster. Eigensinnig und auf die Unabhängigkeit ihres Tuns bestehend. Das Stricken als Analogie für das freie Schreiben, uneindeutig, nie ganz zu erfassen. Die „Tricoteuses“ der französischen Revolution, auch ihr Stricken entzieht sich vollständiger Lesbarkeit. Es ist und bleibt undurchsichtig, man verstrickt sich ins Tun (und seine Bedeutungen), und darin liegt auch das Lustvolle und Widerständige.

Jo Schmeiser

Die Nadeln des Aufstands.  
Eine Kulturgeschichte des Strickens.  
Von Katerina Schin.  
Bad Herrenalb: Edition Converso 2021.  
216 Seiten; EUR 28,-  
ISBN: 9783982225258

# stimme *Abonnieren!*

## 50+1

das einzige minderheitenbergreifende Magazin in Österreich

für fundierte Auseinandersetzung mit Menschenrechten, Demokratie, Gleichstellung, Selbstbestimmt Leben, Migration, minoritren Bewegungen u. v. m.

Jedes Abo ist ein Geschenk zum verlängerten Geburtstag und dringend nötig

4 Ausgaben/Jahr € 20,-  
[abo@initiative.minderheiten.at](mailto:abo@initiative.minderheiten.at)  
Initiative Minderheiten  
**Erste Bank**  
IBAN: AT60 2011 1838 2586 9200  
BIC: GIBAATWWXXX

## Die Wirklichkeit lesen und schreiben

Wie sieht eine kritische politische Bildungspraxis aus, die den emanzipatorischen Anspruch hat, politische Handlungsfähigkeit zu stärken und Widerstand gegen antidemokratische Tendenzen zu ermöglichen?

Inwiefern muss sich das Selbstverständnis politischer Bildung ändern, um den postmigrantischen Gegebenheiten unserer Gesellschaft gerecht zu werden und die Stimmen der Ausgeschlossenen hörbar zu machen? Auf welche Art wird politische Literalität als „Lesevermögen“ des eigenen sozialen und politischen Kontextes in Bildungsinstitutionen wie der Schule ermöglicht oder verhindert und wie äußern sich politische Artikulationen in den Mikropolitiken des Schulalltags?

Um politische Literalität als kontextabhängige, politische Artikulationspraxis zu ergründen und seine Potentiale für die politische Bildung in der Migrationsgesellschaft auszuloten, versammeln die Herausgeber:innen des Bandes verschiedene theoretische und methodologische Beiträge aus dem Bereich politischer Bildung und politischer

Theorie sowie der empirischen Erforschung von politischer Literalität in der Schule.

Während die Bedeutung politischer Literalität und politischer Bildung als wesentliche Voraussetzung für politische Teilhabe gesetzt ist, wird deren konkrete Ausgestaltung diskutiert: Die Beiträge kritisieren die nationalstaatliche Rahmung politischer Bildung und ihre Kompetenzorientierung, die kaum Raum lässt für die Entwicklung eines Politikverständnisses mit gesellschaftsveränderndem Anspruch. Stattdessen plädieren die Autor:innen für eine politische Bildung, die von Demokratisierung anstelle von Institutionenlehre ausgeht, politische Kämpfe und marginalisierte Anliegen in den Fokus nimmt und die Auseinandersetzung mit Unterdrückungsstrukturen ermöglicht. Mit Konsequenzen für Pädagog:innen in politischen Bildungsprozessen,

die angerufen werden, ihre eigene gesellschaftliche Position und Privilegierung innerhalb der hegemonialen Herrschaftsverhältnisse kritisch zu reflektieren.

Der ethnografische Blick auf das von Machtstrukturen durchzogene Schulsystem zeigt, wie sich gerade in den Mikropolitiken des Klassenzimmers Elemente politischer Literalität manifestieren: Die (postmigrantischen) Schüler:innen setzen sich auf beeindruckende Weise mit subversiven Formen des Widerstandes gegen Bekenntniszwänge und negative Subjektivierungsangebote zu Wehr, lehnen sich gegen Stigmatisierung und herabwürdigende Zuschreibungen auf und ringen um ihre eigenständige Positionierung jenseits hegemonialer Deutungen. Womit sie politische Wirklichkeit nicht nur lesen, sondern ein Stück weit auch schreiben.

Alena Klinger



Die Wirklichkeit lesen.  
Political Literacy und politische Bildung in der Migrationsgesellschaft.  
Von Lisa Gensluckner, Michaela Raiser, Oscar Thomas-Olalde, Erol Yildiz (Hg.).  
Bielefeld: transcript Verlag 2021.  
300 Seiten, EUR 34,-  
ISBN: 978-3-8376-5614-5

## Durch die Kinder sind wir gewachsen

Wie sicher kann ein Kind sein, dass es von der eigenen Familie akzeptiert wird, wie es ist? Dass es Unterstützung bekommt im Selbstfindungsprozess? Das beeindruckende Buch der Journalistin Lisa Bolyos und der Fotografin Carolina Frank versucht, auf diese Fragen Antworten zu geben.

Im Mittelpunkt des Bandes steht die – bisher kaum beleuchtete – Perspektive der Eltern auf das Coming-out ihrer schwulen, lesbischen, trans, inter und non-binären Kinder. Welche inneren und äußeren Konflikte, Herausforderungen und Kämpfe werden ausgedient?

Das Coming-out ist nicht nur eines von Kindern, sondern auch von ihren Eltern bzw. wichtigen Bezugspersonen, so die Prämisse des Buches. Etwa, wenn das eigene Kind die erste Person ist, die sich im Dorf als lesbisch outet.

Drei Jahre haben Bolyos und Frank gemeinsam an dem Projekt gearbeitet und sind quer durch Österreich gereist, um Gespräche zu führen. Das Ergebnis sind achtzehn Porträts, die in den

ländlichen und urbanen Raum führen, in verschiedene gesellschaftliche Schichten, soziale Milieus, Herkunft und Familienkonstellationen.

Es sind Porträts im zweifachen Sinne: lebensgeschichtlich und festgehalten in Fotografien. Diese Vielfalt und die erzählten Biografien machen das Buch zu einer spannenden Lektüre, ebenso wie das Aufzeigen des individuellen Umgangs mit dem Coming-out. Die Reaktionen der Familien reichen vom Immer-schon-Wissen und unmittelbarer Akzeptanz über stille Verdrängung, Sprachlosigkeit und Tabuisierung bis hin zum offenen Konflikt und der Wiederannäherung. Trotz ihrer Unterschiedlichkeit ist allen Geschichten gemeinsam, dass

Eltern und Kinder ihren Weg finden, auch wenn dieser vielleicht lange und mitunter schmerzvoll war. Sie zeigen auf, dass und wie positiv umkämpfte queere Geschichte geht. Oder, wie es eine Mutter formuliert: „Durch die Kinder sind wir gewachsen. Wir haben viel diskutiert, und wir waren nicht immer derselben Meinung, aber die Kinder bringen uns zum Nachdenken.“

Das Buch erzählt Emanzipationsgeschichte, ist aber zugleich ein wichtiger Beitrag zur österreichischen Zeitgeschichte minorisierter Gruppen – aus der Familienperspektive betrachtet.

Vida Bakondy



Mich hat nicht gewundert, dass sie auf Mädchen steht.  
Von Lisa Bolyos und Carolina Frank.  
Wien: Achse Verlag 2021.  
280 Seiten, EUR 20,-  
ISBN: 978-3-9504831-9-2

# Herr Groll unter Freiheitskämpfern

**H**err Groll traf seinen Freund an einer Straßenbahnhaltestelle vor der Universität am Schottenring.

„Darf ich fragen, wie Sie zu dem Cut auf Ihrer Stirn gekommen sind?“

„Ein CFF hat es mir bei der Anreise mit der Straßenbahn zugefügt“, sagte Groll und griff sich an die Stirn. „Es ist nur eine Schramme, da reicht Luftheilung. Nieder mit der SM!“

Der Dozent setzte eine verdutzte Miene auf.

„Schulmedizin!“, klärte Herr Groll auf. „Wir leben in einer Welt, in der alles abgekürzt wird. Kein Mensch sagt Autobahnpanzer, es heißt SUV ...“

„Und niemand weiß, wofür das Kürzel steht“, unterbrach der Dozent. Vielleicht ‚Squeezed Under Value‘?“

„Im Ernst?“ Groll musterte seinen Freund mit einem besorgten Blick.

„Ich weiß, dass es ‚Sports Utility Vehicle‘ heißen muss“, räumte der Dozent ein. „Man kann SUV nicht übersetzen. ‚Sportliches Untergangs-Vehikel‘ klingt auch recht schräg.“

„Sachlich wäre es nicht falsch“, meinte Groll. „Aber jeder Mensch kennt die Abkürzung ‚North Atlantic Treaty Organisation‘ als NATO. Und kein Mensch spricht vom Deutschen Fußballbund, es heißt einfach DFB.“

„Beim ÖFB verhält es sich anders“, widersprach der Dozent. „Nicht jeder Mensch denkt da an Fußball, eher an Österreichischer Fahrradbund oder anderes. Nicht jeder schwärmt bei uns für das Milliardenbusiness Fußball, manche bescheiden sich mit Frisbee, Eissekeln oder ...“

„Taschenbillard“, unterbrach Groll. „Auch die haben einen Verein, den ÖTB.“

„So heißt doch der Turnerbund?“

„Das ist eine untergeordnete Sektion.“

„Dass Sie bei diesen eisigen Temperaturen die Kraft für einen Witz aufbringen, stimmt mich zuversichtlich. Wenn es auch ein müder Witz ist“, erwiderte der Dozent.

„Es gibt aber auch Taschenbillardprofis, die zusätzlich auch Anhänger eines berühmten Fußballklubs sind. Sogenannte diversifizierte Multitalente, auch DMT, genannt“, ließ Groll nicht locker.

„Ja, die Welt ist kompliziert geworden in den letzten Monaten“, stimmte der Dozent bei. „Was ist nun aber mit Ihrem Cut ...?“

„Ich sagte doch, es stammt von einem Corona Freedom Fighter, einem CFF, dessen Protestschild in der Straßenbahn mit meinem Kopf kollidierte.“

„Es war also keine bewusst gesetzte Gewalttat?“

„Nicht auf meinen Kopf. Der Mann hat nur nicht bedacht, dass ich als Rollstuhlfahrer den Kopf tiefer trage als andere Leute. Sehr wohl war es aber ein schwerer Angriff auf mein Gemüt und meinen Kopfinhalt, vulgo Verstand.“

„Was stand denn auf der Spruchtafel?“

„Schluss mit der der Schwerkraft! Leichtigkeit für alle!“

Der Dozent grinste breit. „Auch der dümmste Unsinn bringt Mutanten hervor.“

„Die CFF sehen sich als Neuerer, Himmelsstürmer, mit einem Wort, sie empfinden sich als Avantgarde“, sagte Groll. Objektiv kämpfen sie mit ihren Zusammenrottungen aber für die Verbreitung des Virus.“

„Zusammenrottung. Ein seltsames Wort. Dafür gibt es noch keine anerkannte Abkürzung.“

„Sie können auch Rudelbildungen sagen“, konzedierte Herr Groll. „Oder Menschenhaufen, die sich, aggressiven Unsinn brüllend, die Straßen entlangwälzen.“ Er nahm den Dozenten am Ärmel seines Parkas.

„Lassen Sie uns ein wenig zur Seite gehen, da kommen ein paar martialisch gekleidete Männer, unter ihnen erkenne ich Gottfried Küssel und Martin Rutter. Ich möchte nicht in der Nähe dieser Leute gesehen werden.“

Sie zogen sich auf die Nebenfahrbahn des Rings zurück. „Also: Was spricht gegen den Begriff Demonstrationen?“

Ein Pulk von rechtsradikalen Stiefelträgern behauptete die Ringstraße für sich.

„In meinen Augen sind das keine Demonstrationen“, setzte Herr Groll fort. „Denn diese setzen gesellschaftlichen Verstand und individuelle Vernunft voraus. All das trifft auf diesen Mumpitz nicht zu. Das Ziel der Rädelführer ist es, einzuschüchtern, die Pandemie zu verbreiten und ihre Follower zu rechten Affen abzurichten.“

„Corona-Leugner mit Tiernamen zu belegen, ist politisch nicht korrekt“, mahnte der Dozent.

„Zugegeben“, lenkte Herr Groll ein. „Leute, die andere mit Morddrohungen eindecken wie im Fall der Bürgermeister von Gleisdorf und Ferlach, sind keine Affen.“

„Und flugs findet sich ein Verwirrter und setzt den Aufruf in die Tat um.“

„Unpolitischer Einzelgänger wird es dann heißen. Psychisch labil. Keine Hintermänner. Man kennt das von der SA der dreißiger Jahre.“

Groll machte den Dozenten auf ein Spruchband aufmerksam: „Schluss mit Magnetismus und Impfpflicht!“ Der Dozent wandte sich kopfschüttelnd ab.

# Nachruf auf Annemarie und Manfred Srb

**M**anfred Srb, einer der zentralen Akteure der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung in Österreich, ist am 8. Jänner 2022 verstorben, kurze Zeit nach dem Tod seiner Frau Annemarie Srb-Rössler. Seit den 1980er Jahren waren Annemarie und Manfred Srb Teil der österreichweit vernetzten Szene von Behindertenrechts-Aktivist:innen.<sup>[1]</sup>

1986 zog Manfred Srb als Behinderten- und erster Sozialsprecher der Grünen in den Nationalrat ein und vertrat dort die Interessen behinderter Menschen bis 1994. Vizekanzler Werner Kogler würdigte in seiner Trauerrede bei der Verabschiedung Manfred Srb als einen der Begründer grüner Sozialpolitik, „die bis heute unsere Politik der Radikalität und des Realismus bestimmt“. Kogler zitierte Srb, der im Kampf für die Rechte Arbeitsloser formulierte: „Was ist schützenswerter: die Einkommen der Arbeitslosen oder die arbeitslosen Einkommen?“ Und weiter: „Die Sprache, die Sie sprechen, die Welt, in der Sie leben, die Probleme, die Sie beschreiben, unterscheiden sich gänzlich von denen, mit denen ich lebe beziehungsweise, die an mich herangetragen werden. Ich fürchte, Sie werden von vielen nicht verstanden, und ich fürchte noch viel mehr, dass in Ihrer Lebenswelt, Herr Bundeskanzler, diese konkreten Bedürfnisse der Menschen vielleicht gar nicht vorkommen.“

Srb war maßgeblich politisch an den Initiativen für Persönliche Assistenz und ein einheitliches und bedarfsgerechtes Pflegegeld beteiligt. 1989 organisierten er und der „Grüne Klub im Parlament“ erstmals in Österreich einen Kongress zu „Selbstbestimmtes Leben durch persönliche Assistenz“. Er formulierte „... wir wollten, dass Österreich im Bereich der Behindertenpolitik endlich seinen Status als Entwicklungsland ablegt.“<sup>[2]</sup> Nach vielfältigen Bemühungen um ein

bedarfsgerechtes Pflegegeld – Verhandlungen, Mahnwache vor dem Stephansdom in Wien sowie Demonstrationen – traten Manfred und Annemarie Srb gemeinsam mit mehreren Mitstreiter:innen der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung in der Säulenhalle des Parlaments in einen zehntägigen Hungerstreik.<sup>[3]</sup> Diese Aktion war ein entscheidender Anstoß für das 1993 verabschiedete Bundespflegegeldgesetz, wobei das Pflegegeld nur als Zuschuss für Pflege- und Assistenzleistungen verankert wurde. Aber immerhin, ein wichtiger Etappensieg in der österreichischen Behindertenpolitik. Bis zuletzt haben sich Annemarie und Manfred Srb intensiv für den Ausbau einer bundesweit einheitlichen und bedarfsgerechten „Persönlichen Assistenz für behinderte Menschen“ und den Abbau zentraler Einrichtungen (Sonderschulen, Heime, Werkstätten usw.) eingesetzt. Sie waren überzeugt, dass nur so eine Deinstitutionalisierung und selbstbestimmtes Leben möglich sei und somit strukturellen und persönlichen Gewalterfahrungen entgegengewirkt werden könne.

Das Thema Barrierefreiheit, ob bei der ÖBB oder der unendlichen Geschichte vom barrierefreien öffentlichen Raum, beschäftigte Annemarie und Manfred

Srb ihr Leben lang. Manfred Srb war 1989 bei der Gründung von ENIL, dem Europäischen Netzwerk für Selbstbestimmtes Leben,<sup>[4]</sup> engagiert und exponierte sich gegen die neue Euthanasiedebatte, etwa gegen den Auftritt deren Exponenten im ORF (z. B. des umstrittenen Bio-Ethikers Peter Singer in einem Club 2 im Jahr 1989).

In einem Zeitzeugeninterview für das Projekt „Geschichte der Behindertenbewegung“ erzählte Manfred Srb 2016 ausführlich über seine Geschichte und Tätigkeit. Ein Interview, das ihn und sein Engagement in der österreichischen Selbstbestimmt-Leben-Bewegung lebendig hält<sup>[5]</sup>.

Volker Schönwiese, Erziehungswissenschaftler, ist Behindertenaktivist und Teil der Gründer:innen-generation der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung.

<sup>[1]</sup> Vgl. Selbstbestimmt Leben Österreich (SLiÖ), eine bundesweite Interessenvertretung für alle Menschen mit Behinderung, in der Selbstbestimmt-Leben-Initiativen, Projekte und Einzelpersonen aus ganz Österreich vernetzt sind. [www.sliö.at](http://www.sliö.at)

<sup>[2]</sup> siehe das Vorwort (S. 5) und den Beitrag von Manfred Srb (Seite 16ff.) im Kongressbericht „Selbstbestimmtes Leben durch persönliche Assistenz“ in der digitalen Bibliothek von bidok unter: <http://bidok.uibk.ac.at/bibliothek>

<sup>[3]</sup> siehe auf YouTube den ORF-Club-2 im November 1990 zum Hungerstreik für Pflegegeld, in dem Annemarie Srb die Streikenden vertrat.

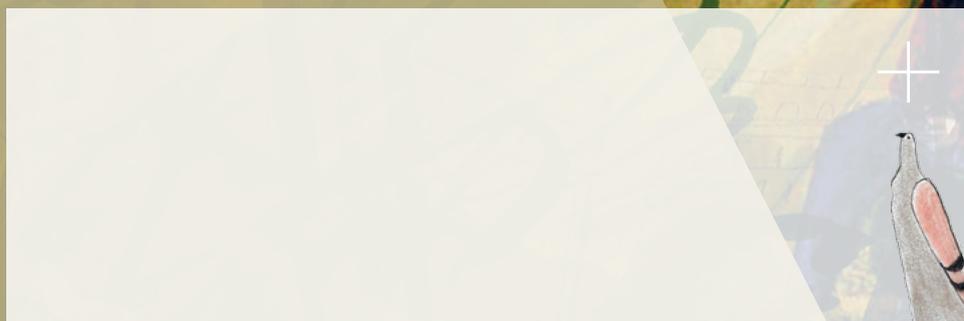
<sup>[4]</sup> European Network on Independent Living, [www.enil.eu](http://www.enil.eu).

<sup>[5]</sup> Zum Nachsehen und -hören in „Geschichte der Behindertenbewegung“ unter „Interviews“ in: [bidok.uibk.ac.at/projekte/behindertenbewegung](http://bidok.uibk.ac.at/projekte/behindertenbewegung) (Stand: 19. 2. 2022).



» die nächste **stimme** erscheint im Juli 2022

Österreichische Post AG SP 21Z042257 S | Abs. Initiative Minderheiten, Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien |  
Stimme Nr. 122 | ISSN: 2306-9287



 **Bundeskanzleramt**  
KUNST

 **Bundesministerium**  
Bildung, Wissenschaft  
und Forschung

 **Stadt  
Wien** | Kultur

 **Kulturland  
Burgenland**

  
**tiro**  
Unser Land